

**Bachelor Arbeit zur Erreichung des FH-Diploms als Bachelor of Arts
in Sozialer Arbeit HES-SO**

HES-SO Wallis Bereich Gesundheit und Soziale Arbeit

Auszug aus dem Elternhaus des jungen erwachsenen Menschen mit geistiger Behinderung

**Unterstützende Faktoren beim Eintritt des Kindes
in eine sozialpädagogische Institution aus Sicht
der Eltern**



Erarbeitet von: Bettina Imhof

Studienbeginn: Bachelor 11, BB

Begleitende Dozentin: Lucie Kniel-Fux

Siders, August 2015

Eidesstattliche Erklärung

„Hiermit versichere ich, dass ich die Bachelorarbeit selbstständig verfasst und keine andern als die angegebenen Quellen benutzt habe. Alle Ausführungen, die andern Texten wörtlich oder sinngemäss entnommen wurden, sind kenntlich gemacht. Die Arbeit war noch nie in gleicher oder ähnlicher Fassung Bestandteil einer Studien- oder Prüfungsleistung. Die Bachelorarbeit respektiert den Ethik-Kodex für die Forschung.“

Unterschrift der Verfasserin

Bettina Imhof

Naters, August 2015

Danksagungen

An dieser Stelle danke ich allen, die mich während meiner Arbeit unterstützt haben.

Ich danke von Herzen

meiner Familie für ihre unermüdliche Geduld und die ständige Unterstützung,

Sabine Clausen und Christine Bärenfaller für die Geduld, die Ermunterungen, die wertvollen Tipps und jegliche Unterstützung und Bereitschaft während dieser Zeit,

Frau Lucie Kniel-Fux für die wertvollen Informationen aus dem fachlichen Bereich und ihre ausnahmslose Bereitschaft, mir bei Fragen und Problemen zur Seite zu stehen,

Frau Barbara Waldis, Hans-Peter Vonaarburg und Astrid Mattig für die Tipps und die Unterstützung im Unterricht im Bachelormodul,

Paula Schmid für die Bereitschaft, mich in der Bachelorarbeit als Expertin zu unterstützen.

allen Interviewpartnern und -partnerinnen, die sich bereit erklärt haben, an einem Interview teilzunehmen und mir ihre Erfahrungen und Ergebnisse in der Zusammenarbeit mit ihren Töchtern/Söhnen geschildert haben,

Beat Biffiger, Gabi Clausen, Jolanda Imboden, Sabine Clausen und Christine Seiler für ihren Einsatz und die Bereitschaft, mich bei der Korrektur an meiner Arbeit zu unterstützen.

Ein herzliches Dankeschön!

Zusammenfassung

Die vorliegende Bachelorarbeit zeigt auf, wie die Ablösung von einem Menschen mit einer geistigen Behinderung von zu Hause in eine sozialpädagogische Institution abläuft. Insbesondere wird diese Ablösung aus der Sichtweise der Eltern beleuchtet und es werden mögliche Unterstützungsfaktoren für Eltern in diesem Prozess herausgearbeitet.

Im Theorieteil werden in einem ersten Kapitel Begriffe wie „geistige Behinderung“, „Klient/Klientin“ und „sozialpädagogische Institutionen und Wohnformen“ definiert. Weiter wird die für die Arbeit relevante rechtliche Situation aufgezeigt. Der zweite Teil befasst sich mit der Entwicklung des Menschen mit einer geistigen Behinderung, indem insbesondere auf die Entwicklungsaufgaben, die Lebensübergänge, die Bindungstheorie und die Rolle der Geschwister eingegangen wird. Die dritte Passage befasst sich mit dem eigentlichen Prozess der Ablösung des Menschen mit einer geistigen Behinderung von ihrem Elternhaus. In diesem Abschnitt wird veranschaulicht, wie man loslassen üben kann. Darin werden Bewältigungsstrategien, die Zusammenarbeit mit Angehörigen, Selbsthilfegruppen und das Prinzip der Normalisierung dargestellt.

Wenn wir ein paar Jahre zurückblicken, wird bald klar, dass der Begriff „Heim“ negativ behaftet ist. In vielen Bevölkerungsgruppen sind negative Sichtweisen teils oder ganz verschwunden. Leider ist dies nicht immer und überall der Fall. Noch immer wird wahrgenommen, dass vor allem Eltern Mühe haben zu sagen, dass ihr Sohn oder ihre Tochter in einem Heim wohnt. Vielleicht ist die Angst vorhanden, dass andere ihnen Vorwürfe machen würden, ihr Kind abzuschieben. Dadurch können Selbstvorwürfe oder schlechtes Gewissen seitens der Eltern aufkommen.

Im Interview werden vier verschiedene Elternteile befragt, um herauszufinden, wie sie den Prozess des Auszugs ihres Sohnes oder ihrer Tochter erlebt haben, welche Schwierigkeiten aufkamen, sowie welche Erfahrungen als positiv erlebt wurden. Weiter wird herausgefunden, was sie sich für Unterstützungsfaktoren gewünscht hätten und was sie anderen Eltern für diesen Prozess mit auf den Weg geben würden.

In der Schlussfolgerung der Forschungsarbeit werden Handlungsvorschläge und weiterführende Fragestellungen aufgezeigt. Diese Vorschläge werden in zwei Bereiche eingeteilt: Tipps für Eltern und Richtlinien für Fachpersonen in sozialpädagogischen Institutionen. Dabei wird auf Vorschläge wie das frühe Auseinandersetzen mit der Ablösung, das Informieren über Wohnformen im Vorfeld, das Loslassen üben etc. eingegangen. Für die Praxis werden Vorschläge wie eine klare Struktur in Institutionen, Begleitung durch eine Fachperson während der Ablösung, Kurse für Fachpersonen etc. erläutert. Die Arbeit wird mit einer persönlichen Reflexion meinerseits abgerundet.

Schlüsselbegriffe

Ablösungsprozess, Eltern, Menschen mit geistiger Behinderung, Unterstützungsfaktoren, Entwicklung, Lebensübergänge, Geschwister behinderter Menschen, Bewältigungsstrategien, Angehörigenarbeit, Selbsthilfegruppen, Normalisierungsprinzip, Bindungstheorie

Stattdessen

*Anstatt mir dir zu gehen,
werde ich mit dir kriechen.*

*Anstatt mir dir zu reden,
werde ich andere Wege finden,
um mit dir zu kommunizieren.*

*Anstatt mich darauf zu konzentrieren,
was du nicht kannst,
werde ich dich für das, was du kannst,
mit Liebe belohnen.*

*Anstatt dich zu isolieren,
werde ich Abenteuer für dich erschaffen.*

*Anstatt dich zu bemitleiden,
werde ich dich achten.*

(Huygen, Hilling in Loseff Lavin, Sproedt, 2004, 7)

Inhaltsverzeichnis

I Einleitung	1
1. Persönliche Motivation	1
2. Aufbau der Arbeit	1
3. Bezug zur Sozialen Arbeit	2
II Theoretischer Rahmen	4
1. Begriffserklärungen	4
1.1 Geistige Behinderung	4
1.2 Klient / Klientin	7
1.3 Sozialpädagogische Institutionen und Wohnformen	7
1.4 Rechtliche Situation	9
2. Die Entwicklung des Menschen mit geistiger Behinderung	10
2.1 Entwicklungsaufgaben und Lebensübergänge	10
2.2 Bindungstheorie	11
2.3 Die Rolle der Geschwister	13
3. Der Auszug des Menschen mit geistiger Behinderung	15
3.1 Loslassen üben	15
3.2 Bewältigungsstrategien	16
3.2 Angehörigenarbeit	18
3.3 Das Normalisierungsprinzip	19
2.9 Fazit	22
III Empirisches Vorgehen	23
1 Fragestellung	23
2 Ziele der Arbeit	23
3. Hypothesen	24
3.1 Hypothese 1 – Vorbereitung auf den Auszug seitens der Eltern	24
3.2 Variablen und Indikatoren zur Hypothese 1	24
3.3 Hypothese 2 - Aktive Teilnahme der Eltern am Ablösungsprozess	26
3.4 Variablen und Indikatoren zur Hypothese 2	26
IV Methodik	27
1. Forschungsvorgehen	27
2. Argumentation der gewählten Forschungsmethode	28
3. Die Interviews	28
4. Entwicklung des Instrumentes	29
5. Das Untersuchungsfeld	30
6. Verfahren zur Gewinnung der Interviewpartner	30

7. Ethische Aspekte.....	31
V Datenanalyse	32
1. Methode zur Auswertung der Interviews.....	32
2. Beschreibung des familiären und persönlichen Kontextes der Interviewpartner	33
3. Ergebnisse der Auswertung	34
3.1 Hypothese 1.....	34
3.2 Hypothese 2.....	42
VI Synthese	50
1. Diskussion der ersten Hypothese – Frühzeitige Vorbereitung auf den Ablösungsprozess.....	50
2. Diskussion der zweiten Hypothese – Aktive Teilnahme am Ablösungsprozess	54
3. Weitere wichtige Aussagen aus Sicht der Eltern.....	55
4. Fazit der Datenanalyse.....	56
VII Schlussfolgerung	57
1. Grenzen der Forschungsarbeit.....	57
2. Weiterführende Fragestellungen	58
3. Perspektiven und Haltungsvorschläge für die Praxis	58
4. Persönliche Stellungnahme zu den Zielen der Forschungsarbeit	60
6. Technische Bilanz	61
7. Persönliche Bilanz.....	62
VIII Quellenangaben.....	64
1. Bücher.....	64
2. Elektronische Quellen	65
3. Abbildungen	66
IX Anhang.....	67
1. Interviewleitfaden Experteninterview	68
2. Experteninterview mit Paula Schmid	70
3. Interviewanfrage.....	80
4. Interviewleitfaden für die Elternteile	81
5. Katalog mit Richtlinien und Tipps für sozialpädagogische Institutionen	83
6. Katalog mit Tipps für betroffene Eltern	85
7. Auswertungsraster	86

I Einleitung

1. Persönliche Motivation

Meine Arbeit in einer Wohngruppe einer Institution mit geistig und körperlich behinderten Menschen hat mich dazu bewegt, ein Thema aus dem Behindertenbereich für meine Bachelorarbeit auszuwählen. Zu Beginn meiner Arbeit mit Menschen mit einer geistigen Behinderung fand ich es sehr schwierig, mit Nähe und Distanz umzugehen. Später bereiteten sich mir Herausforderungen darin, alle Klienten gleich zu behandeln und ihnen gleich viel Aufmerksamkeit zu schenken. Auch werde ich immer wieder damit konfrontiert, als Autoritätsperson wahrgenommen zu werden und in Spannungsfeldern zwischen den Klienten, Angehörigen oder Teammitgliedern zu intervenieren. Des Weiteren beschäftige ich mich häufig mit dem Thema des Neueinzugs in die Wohngruppe und setze mich oft damit auseinander. Dies ist ein spannender Diskussionspunkt im Team, zwischen Klienten und Angehörigen, da es oft schwierige Situationen beim Eingewöhnen neuer Klienten auf die Wohngruppe gibt. Ich werde somit direkt oder indirekt mit dem Ablösungsprozess der Betroffenen vom Elternhaus in eine Wohngruppe konfrontiert. Da sich diese Situation meist problematisch gestaltet, finde ich es interessant, in diesem Gebiet meine Arbeit zu verfassen. Folgend zwei kurze Beispiele aus meinem Arbeitsalltag:

Ein Klient konnte sich erst nach über einem Jahr an die Situation der Wohngruppe gewöhnen. Er hatte grosse Probleme mit dem Ein- und Durchschlafen während der Eingewöhnungszeit. Der Klient kam von einem Tag auf den anderen in unsere Wohngruppe. Nur alle zwei Wochenenden konnte er zu seinen Eltern nach Hause. Aus gesundheitlichen Gründen seitens der Eltern mussten er damals in eine Wohngruppe platziert werden. Für den Klienten, die Eltern sowie unser Team war es eine schwierige Situation, die alle Involvierten an ihre Grenzen brachte.

Bei einem anderen Klienten spielte sich die Situation ähnlich ab. Er zeigte seine Probleme des Eingewöhnens mit Auto- und Fremdaggressionen. Schlussendlich musste er auf eine integrative Wohngruppe (Wohnen und Arbeit im selben Gebäude) platziert werden.

Der Ablösungsprozess ist für geistig behinderte Menschen sowie für ihre Angehörigen kein einfacher Schritt. Es kann vorkommen, dass durch eine schwere Behinderung die Bindung zum Kind bzw. Jugendlichen sehr gross ist und das Loslösen somit noch schwerer fällt. Aus meiner Sicht ist es jedoch für beide Seiten ein notwendiger Schritt, der stattfinden sollte, allerdings Zeit und Begleitung benötigt.

2. Aufbau der Arbeit

Im Folgenden wird der Aufbau der Bachelorarbeit beschrieben.

Den ersten Zugang zur BA schafft die vorhergehende Einleitung in die Thematik, welche ebenfalls die Relevanz des Themas und die persönliche Motivation beschreibt sowie den Bezug zur Sozialen Arbeit herstellt.

Das Kapitel II ist in drei Bereiche gegliedert. Im ersten Teil sind die Begriffe „geistige Behinderung“, „Klientel“ und „Sozialpädagogische Institutionen und Wohnformen“ definiert und die rechtliche Situation wird aufgezeigt. Im zweiten Teil geht es um die Entwicklung

des Menschen mit einer geistigen Behinderung, wobei auf die Entwicklungsaufgaben, die Lebensübergänge, die Bindungstheorie und die Rolle der Geschwister eingegangen wird. Der dritte Teil beschreibt den Prozess während und nach dem Auszug des Menschen mit einer geistigen Behinderung. Hier werde ich mich auf Bewältigungsstrategien, Selbsthilfegruppen, die Zusammenarbeit mit Angehörigen und das Normalisierungsprinzip beziehen.

Im Anschluss daran folgt in Kapitel III die Beschreibung des Forschungsgegenstandes, in welchem zu Beginn die Forschungsfrage aufgeführt ist. Danach werden die Ziele der Arbeit vorgestellt. Das theoriebezogene Ziel bezieht sich auf die Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen, das Ziel der Studie auf die behandelten Konzepte und Methoden im theoretischen Teil. Weiter sind die Hypothesen aufgeführt, welche im Hinblick auf die Forschungsfrage erstellt wurden und sich ebenfalls in Bezug zu den Zielen setzen. Der letzte Abschnitt handelt vom Forschungsverfahren und leitet über zur Methodik.

In der Darstellung der Methodik in Kapitel IV werden die qualitative Forschungsmethode und insbesondere das problemzentrierte Interview beschrieben. Die Begründung der Auswahl der Interviewpartnerinnen, die Kontaktaufnahme sowie der Ablauf der Interviews runden das Kapitel ab. Der letzte Teil beschreibt das Vorgehen der Datenanalyse. Anhand der Interviewergebnisse werden die Hypothesen bestätigt oder verneint und in Bezug zu den Theorien gesetzt. In der Folge werden Vorschläge zur Optimierung der Handhabung des Prozesses der Ablösung veranschaulicht. Diese richten sich sowohl an Eltern von Menschen mit einer geistigen Behinderung als auch an Fachpersonen der Sozialen Arbeit. In der Schlussfolgerung werden die Resultate der Arbeit bilanziert, ihre Grenzen aufgezeigt und Hinweise zu weiterem Forschungsbedarf skizziert.

3. Bezug zur Sozialen Arbeit

In der Sozialen Arbeit sind Fachpersonen immer wieder im Ablösungsprozess von geistig behinderten Menschen integriert. Fachpersonen sind somit Begleitpersonen im Übergang der Klienten von ihrem Zuhause in eine Wohngruppe oder eine andere Wohnform einer Institution. Die Soziale Arbeit ist bestrebt, das Wohlbefinden von Menschen mit besonderen Bedürfnissen zu fördern und ihnen die besten Möglichkeiten zu bieten, um ihr Leben selbstbestimmt und selbstständig zu führen. Dazu sind der Wegzug und das Ablösen vom Elternhaus ein wichtiger Vorgang, der nach dem Normalisierungsprinzip ein grundlegender Faktor der Entwicklung darstellt. Fachpersonen der Sozialen Arbeit können Eltern in dieser Phase bestärken und den Klienten Unterstützung bieten.

Holthaus und Pollmächer (2007, 78ff) schreiben, dass der Auszug eines Menschen mit geistiger Behinderung sicherlich anders abläuft als bei einem jungen Erwachsenen, der keine geistige Beeinträchtigung hat. Ängste vor dem Ungewissen und das Abwägen und Einschätzen der neuen Situation können den Schritt deutlich erschweren. Somit sind Fachpersonen umso mehr dafür verantwortlich, dass diese negativen Gefühle einen Platz finden und minimiert werden können. Eine vertrauensvolle Betreuung und Beratung, die bereits in der Sonderschule stattfinden sollte, ist demzufolge massgebend für das weitere Vorgehen. Jedoch braucht es nicht nur die Seite der Fachpersonen, sondern muss auch die Bereitschaft der Eltern vorhanden sein; ein Übertritt in eine Institution darf nicht erzwungen werden. Man kann der Familie die infrage kommenden Möglichkeiten aufzeigen,

Schnuppertage anbieten und sie zum Schritt des Auszugs animieren. Schlussendlich jedoch bleibt die Entscheidung bei den Eltern und dem Klienten. Immer wieder wird seitens der Eltern erwähnt, dass der Prozess des Auszugs von zu Hause erst nach erfolgtem Eintritt in die berufliche Welt in Frage gekommen ist. Somit kann es vorkommen, dass der Einzug in eine sozialpädagogische Institution aufgeschoben wird, denn der Zeitpunkt, wie zum Beispiel beim Einstieg in den Beruf, ist nicht vorgegeben.

II Theoretischer Rahmen

Im folgenden Kapitel werden Begriffe und Theorien beschrieben, die für meine Fragestellung und das Thema meiner Bachelorarbeit relevant sind. Im ersten Teil sind einige Begriffe definiert und die rechtliche Situation wird erläutert. Dies soll zu einem besseren Verständnis beitragen. Im zweiten Teil werde ich auf ausgewählte Theorien eingehen, welche in zwei Sparten eingeteilt sind. Im ersten Kapitel gehe ich vor allem auf die Zeit vor dem Auszug, im zweiten auf die Phase während und nach dem Auszug ein. Die beschriebenen Begriffe und Theorien stützen sich auf Bücher und Internetquellen. Der Theorieteil wird durch das Expertengespräch mit Frau Paula Schmid ergänzt und abgerundet.

1. Begriffserklärungen

Im Folgenden werde ich die Begriffe „geistige Behinderung“, „Klientel“ und „Sozialpädagogische Institutionen und Wohnformen“ definieren. Beide Begriffe stellen somit einen besseren Zugang zur Thematik her und erleichtern das Verständnis. Zum Schluss werde ich die rechtliche Situation darstellen. Hierbei werde ich nur auf einen kleinen Abschnitt des Gesetzes eingehen, welcher relevant für den Inhalt meiner Bachelorarbeit ist.

1.1 Geistige Behinderung

Speck (2005, 43ff) erläutert, dass, wenn von einem „geistig behinderten Menschen“ gesprochen wird, man ihn mit all seinen Funktionen als behindert beschreibt. Verwendet man jedoch den Ausdruck „Mensch mit geistiger Behinderung“, ist nur ein Teil des Menschen gemeint und nicht der Mensch als ganzheitlich behindert. Blickt man ein paar Jahrzehnte zurück, ist der heutige Begriff der Behinderung stark von negativen Werten geprägt. Es ist nicht einfach, davon wegzukommen und somit nicht den Menschen als behindert zu sehen, sondern seine Behinderung als Teil von ihm.

Es gibt drei verschiedene Sichtweisen, die geistige Behinderung definieren. Bei der medizinisch-genetischen Sichtweise spricht man insbesondere von der Schädigung des Gehirns. Die Ursachen werden in prä- (vor), peri- (während) und postnatale (nach der Geburt) Schädigungen eingeteilt. Weiter wird im psychologischen Aspekt anhand des IQ-Wertes zwischen leichter, mittelgradiger, schwerer und schwerster geistiger Behinderung unterschieden. Im soziologischen Aspekt wird geforscht, ob es Zusammenhänge gibt bei der Entstehung einer geistigen Behinderung und der Umwelt, in der ein Mensch aufwächst. In diversen Studien wurde herausgefunden, dass es in allen sozialen Schichten etwa gleich viele Menschen mit einer geistigen Behinderung gibt. Jedoch sind Menschen mit einer Lernbehinderung in sozial tieferen Schichten weit häufiger vertreten als in den oberen Schichten. Der pädagogische Aspekt geht davon aus, dass der Mensch trotz seiner geistigen Behinderung individuell gefördert werden kann. Diese Förderung ist somit abhängig vom Menschen und seinen Bedürfnissen. Andererseits ist es notwendig herauszufinden, was es für Erfordernisse braucht, um optimal auf einen Menschen einzugehen.

Eine geistige Behinderung ist kein unveränderbarer Zustand, der durch die Schädigung des Gehirns entsteht und so bleibt. Der Mensch, sowie seine geistige Behinderung sind stets in Veränderung und Entwicklung durch die Einflüsse seiner Umwelt. Wie das Umfeld die geistige Behinderung sieht und damit umgeht und wie sich die Offenheit der Bevölke-

rung gegenüber dem Menschen mit einer Behinderung gestaltet, beeinflusst sein Leben entweder positiv oder negativ. Im negativen Sinne kann das Umfeld durch Stigmatisierung und Verslossenheit ihn noch mehr behindern. Probiert man jedoch auf alle Menschen gleichermassen einzugehen und ihnen den Zugang zum „normalen“ Leben zu öffnen, wird die Behinderung wenigstens teilweise in den Hintergrund gestellt.

Geistige Behinderung ist abhängig von drei Dimensionen, die sich in Wechselwirkung miteinander daraus entwickeln. Zum einen ist die psycho-physische Schädigung der eigentliche Auslöser der Behinderung. Es wird in der Regel von einer Schädigung des Gehirns ausgegangen, die aber auch visuelle Auffälligkeiten des Äusseren mit sich bringen kann. Damit kommt man automatisch zur zweiten Dimension: die Umwelt. Durch äussere Veränderungen, Verhaltens- oder Entwicklungsauffälligkeiten wird die Person von der Umwelt anders behandelt. Es kann zur Stigmatisierung des betroffenen Menschen kommen. Entscheidend ist, ob der Mensch vom Umfeld ausgegrenzt oder integriert wird. Die Person ist ihr eigenes Selbst, die die eigene Behinderung erkennt und bewertet. Somit entwickelt sie ihr Selbstkonzept in Interaktion mit der Umwelt. Je mehr man die betroffene Person stützt, ihr Autonomie gibt und auf ihre Bedürfnisse eingeht, umso stärker und positiver wird ihr Selbstkonzept.

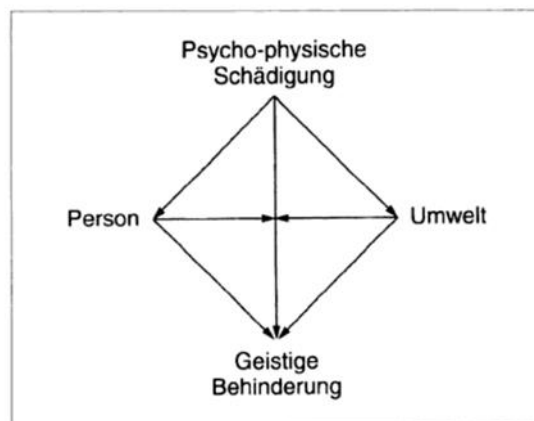


Abb. 1: Interaktionales Modell der Genese und des Prozesses geistiger Behinderung
(Speck, Otto, 2005, 70)

Auf der Internetseite von insieme Schweiz (online, s.d.) findet sich folgende Definition von geistiger Behinderung:

„Geistige Behinderung bedeutet eine Beeinträchtigung im kognitiven Bereich. Zu den kognitiven Fähigkeiten eines Menschen zählen zum Beispiel die Fähigkeiten zu lernen, zu planen, zu argumentieren. Einschränkungen in diesem Bereich können auch bedeuten, dass eine Person Schwierigkeiten hat, eine Situation zu analysieren, etwas zu verallgemeinern oder vor auszuschauen.

Sie beeinflusst die Gesamtentwicklung oder die Lernfähigkeit in unterschiedlicher Art und Weise. Bei Menschen mit einer geistigen Behinderung verläuft die Entwicklung langsamer als bei anderen Menschen. Die Entwicklungsschritte sind weniger voraussagbar.

Es gibt genetisch bedingte, angeborene geistige Behinderungen wie zum Beispiel das Down-Syndrom. Stoffwechselstörungen, Komplikationen während der Geburt, Sauerstoffmangel oder Unfälle können ebenfalls geistige Behinderungen verursachen.

Die Diagnose allein sagt aber noch nichts über die mögliche Entwicklung eines betroffenen Kindes aus.“

ICF

Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit

ICF (International Classification of Functioning, Disability and Health) heisst deutsch übersetzt „Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“. Es handelt sich um eine einheitliche Klassifikation der Weltgesundheitsorganisation, die in verschiedenen Disziplinen Anwendung findet. Ihr Ziel ist es, in einer einheitlichen Sprache zu sprechen, eine wissenschaftliche Grundlage der Gesundheitszustände zu liefern, Datenvergleiche zwischen Ländern und Disziplinen aufzustellen und ein Verschlüsselungssystem von Gesundheitsinformationen aufzuzeigen (World Health Organization, 2005).

Die ICF (World Health Organization, 2005, 11ff) ist in zwei Teile aufgeteilt. Der erste Teil hat den Obertitel „Funktionsfähigkeit und Behinderung“. Darin werden Körperfunktionen (physiologische und psychologische Funktionen) und Körperstrukturen (anatomische Teile des Körpers), Aktivitäten (Durchführung einer Handlung) und Partizipation (Teilhabe an Lebensereignis) kategorisiert. Der zweite Teil „Kontextfaktoren“ wird in Umweltfaktoren (soziale, einstellungsbezogene, materielle Faktoren, die ausserhalb des Menschen liegen) und personenbezogene Faktoren (Hintergrund des Lebens und der Lebensführung) eingeteilt.



Abb. 2: Wechselwirkung zwischen den Komponenten der ICF
(World Health Organization, 2005, 21)

In der ICF (World Health Organization, 2005, 21ff) wird der Zusammenhang zwischen dem Gesundheitsproblem und den Umweltfaktoren sowie den personenbezogenen Faktoren in Bezug auf die Funktionsfähigkeit des Menschen dargestellt. Diese Faktoren bestimmen, wie stark die betroffene Person in ihrer Funktionsfähigkeit eingeschränkt ist. Umweltfaktoren wie Einstellung der Gesellschaft, Rechtssystem, Herkunft, Gewohnheiten, Lebensstil etc. sind in der ICF nicht klassifiziert.

1.2 Klient / Klientin

In der vorliegenden Bachelorarbeit wird vorwiegend der Begriff „Klient“ gebraucht. Diese Bezeichnung kann auch durch „Bewohner“ oder „Bewohnender“ ersetzt werden. In vielen sozialen Institutionen ist die Handhabung derselben Sprache seitens der Fachpersonen definiert. Bei insieime Oberwallis braucht man das Wort „Klient“ oder „Klientin“ um vom zu betreuenden Menschen zu sprechen.

Auf der Internetseite der Universität Hamburg (s.d., online) wird beschrieben, dass in den meisten Berufsgruppen Leistungen erreicht werden, die in Reaktion auf eine für die Gesellschaft wichtige Nachfrage steht. Darin werden je nach ökonomischen oder sozialen Bedingungen verschiedene Begriffe verwendet. In der Sozialen Arbeit wird für den Adressaten die Formulierung „Klient“ benutzt. Eines der Ziele ist es, dass die Fachpersonen in verschiedenen Bereichen der Sozialen Arbeit eine selbe Definition ihrer „Konsumenten“ verwenden. In der Sozialen Arbeit sind die meisten Menschen unfreiwillige Kunden und stehen somit nicht in einer marktähnlichen Beziehung. Die in Anspruch genommenen Dienstleistungen werden nicht von den jeweiligen Klienten finanziert, sondern durch öffentliche Mittel oder andere finanzielle Unterstützungen beglichen. Somit wird der Begriff Klient vonseiten der Sozialen Arbeit oft abgewiesen, da ein positives Menschenbild der zu begleitenden Personen beibehalten werden will.

1.3 Sozialpädagogische Institutionen und Wohnformen

Hähner et al. (1997, 35ff) zeigt auf, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung besondere Fördermassnahmen benötigen. Das Recht auf Erziehung und Bildung, das Recht auf Arbeit und das Grundrecht Wohnen sind für Menschen mit sowie auch ohne Behinderung fundamentale Rechte, die erfüllt werden sollen. Damit Menschen mit einer geistigen Behinderung auch ausserhalb ihrer Familie ihre Autonomie und Selbstbestimmung ausleben dürfen, gibt es sozialpädagogische Institutionen. Dies fängt mit der Frühförderung an und geht über Sonderschulen, Wohngruppen, Ateliers, Werkstätten etc.

Unsere Wohnung gibt uns Sicherheit, Schutz, Beständigkeit und Vertrauen. Ganz egal ob ein Mensch eine geistige Behinderung hat oder nicht; die Vorstellung vom Wohnen bleibt dieselbe. Theunissen und Schirbort (Hrsg.) (2006, 59ff) haben in Befragungen herausgefunden, dass sich immer mehr Menschen mit geistiger Behinderung Geborgenheit im Wohnalltag wünschen, indem sie ein Einzelzimmer haben, Privatsphäre gewahrt wird und konstante Bezugspersonen zur Verfügung stehen. Auch ist ihnen wichtig, dass sie ihr Leben und damit ihre Wohnung selber gestalten können und somit Selbstbestimmung im Zentrum steht. Einige Menschen mit einer geistigen Behinderung haben geäussert, dass sie sich vorstellen könnten, unabhängig und autonom zu leben.

Holthaus und Pollmächer (2007, 78ff) erwähnen, dass viele Familien mit behinderten Kindern den Wechsel von der Schule an einen Ausbildungsort oder geschützten Arbeitsplatz als grosse Herausforderung empfinden. In dieser Phase wird der Jugendliche zum jungen Erwachsenen. Es ist wichtig, den Schritt des Auszugs in Angriff zu nehmen und mit dem Sohn oder der Tochter das Gespräch zu suchen. Oft haben die Eltern das Gefühl, dass sie ihre Kinder durch den Wechsel von der Schule in die Arbeitswelt noch mehr belasten und deswegen den Umzug auf einen späteren Zeitpunkt verschieben. Für die Eltern sowie

für die Jugendlichen ist diese Situation denkbar einfacher, denn sie können ihren bisherigen Gewohnheiten nachgehen. Den richtigen Zeitpunkt fürs Ausziehen gibt es nicht. Doch es gibt Dinge, worauf man achten kann, damit es für die Betroffenen zwar weiterhin eine Herausforderung bleibt, jedoch zu keiner Belastung werden muss. Für das Kind sowie für die Eltern kann dieser Prozess als Chance zur Veränderung gesehen werden.

In diesem Zusammenhang erwähnt die Expertin, Frau Paula Schmid Folgendes:

„Jetzt ist es vermehrt so, dass die Klienten in Institutionen kommen. Vor zehn Jahren hat das alles ganz anders ausgesehen. Es gibt auch jetzt noch Fälle, wo das Wohnen gar keine Frage ist. Die Klienten sind dann zu Hause solange ihre Eltern leben und für sie sorgen zu können. Aber die Tendenz wechselt schon, dass jetzt mehr in Institutionen gehen zum Wohnen. Von daher ist es auch sehr unterschiedlich: manche sind im Wohnen und in der Beschäftigung, ein grosser Teil aber geht in erster Linie nur in die Beschäftigung. Für sie ist die Tagesstätte eher die Frage als das Wohnen.“ (Z. 91f.)

Bezüglich Holthaus und Pollmächer (2007, 78ff) sollte man sich zu Beginn Gedanken darüber machen, wohin der junge Erwachsene ausziehen will. Sinnvoll wäre es sicherlich, in der Region eine passende Platzierungsmöglichkeit zu suchen. Somit kann die Beziehung zwischen Eltern und Kind weiterhin gepflegt werden. Nun kann man sich über die denkbaren Möglichkeiten erkundigen. Je nach Region sind diese eingeschränkt und die Wartelisten lang. Deshalb ist es nützlich, sich schon früh genug Gedanken über den richtigen Wohnort zu machen.

Bei MyHandicap (2004, online) ist erwähnt, dass es unterschiedliche Wohnmodelle in der Schweiz gibt. Zum einen gibt es Tagespflegeheime; hier werden die Klienten tagsüber hingebacht und betreut und am Abend wieder abgeholt. Dies eignet sich gut als Übergang für den späteren Einzug in eine Wohngruppe. Eine weitere Form ist die Wohngruppe. Hier leben Menschen in Gruppen von zirka acht Klienten. Die Bewohner werden durch das Personal rund um die Uhr begleitet und betreut. Tagsüber sind die Klienten meistens in Ateliers oder Werkstätten. Bei inisieme Oberwallis (s.d., online) gibt es wie vorab erwähnt Vollzeit betreute Wohnstrukturen, Teilzeit betreute Wohnungen oder Studios (Personal kommt nur ab und zu vorbei oder kann kontaktiert werden, wenn Hilfe benötigt wird) und Wohngruppen mit integrierter Tagesstätte (die Klienten können individuell entscheiden, wann sie arbeiten wollen oder nicht und werden rundum betreut). MyHandicap (2007, online) beschreibt eine weitere Form des Wohnens für Menschen mit einer Behinderung: das betreute Wohnen. Sie ist ähnlich dem Teilzeit betreuten Wohnen, jedoch ist hier der Klient eigenständiger und die Betreuung geringer. Der Klient muss nicht in an eine Institution gebundene Wohnung ziehen. Er kann sich zum Beispiel eine eigene Wohnung suchen oder die der Eltern übernehmen. Bei allen Wohnformen geben die Fachpersonen nur so viel Unterstützung wie nötig und überlassen den Klienten so viel Verantwortung wie möglich.

1.4 Rechtliche Situation

UNO-Behindertenrechtskonvention

Laut Handicap égalité (2014, online) wurde das Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen am 13. Dezember 2006 in New York abgeschlossen, am 13. Dezember 2013 von der Bundesversammlung genehmigt und am 15. April 2014 die Beitrittsurkunde von der Schweiz ratifiziert. Am 15. Mai 2014 trat das Übereinkommen in der Schweiz in Kraft (Schweizerische Eidgenossenschaft, 2014). Neben dem Artikel 8 der Bundesverfassung und dem Behindertengleichstellungsrecht verpflichtet das Übereinkommen die Schweiz, Menschen mit Behinderungen vor Diskriminierung zu schützen und deren Inklusion und Gleichstellung zu fördern. Die UNO-Behindertenrechtskonvention trägt somit dazu bei, dass zahlreichen einstellungs- und umweltbedingten Barrieren beseitigt werden. Dadurch sollen Benachteiligungen abgeschafft werden, die die autonome Lebensführung von Menschen mit Behinderung beeinträchtigen.

Behindertengleichstellungsrecht

Sprecher und Sutter (2006, 331ff) geben an, dass sich das Behindertengleichstellungsrecht aus dem Artikel 8 der Bundesverfassung und dem Behindertengleichstellungsgesetz zusammensetzt. Ziel ist es einerseits Menschen mit einer Behinderung den gleichen Zugang zur Teilhabe zu bieten wie Menschen ohne Behinderung und andererseits die Gesellschaft zu sensibilisieren und eine Bewusstseinsveränderung zu schaffen.

Artikel 8 der Bundesverfassung

In der Bundesverfassung (2011) im Artikel 8 ist Folgendes geschrieben: „Alle Menschen sind vor dem Gesetz gleich. Niemand darf diskriminiert werden, namentlich nicht wegen der Herkunft, der Rasse, des Geschlechts, des Alters, der Sprache, der sozialen Stellung, der Lebensform, der religiösen, weltanschaulichen oder politischen Überzeugung oder wegen einer körperlichen, geistigen oder psychischen Behinderung. Mann und Frau sind gleichberechtigt. Das Gesetz sorgt für ihre rechtliche und tatsächliche Gleichstellung, vor allem in Familie, Ausbildung und Arbeit. Mann und Frau haben Anspruch auf gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit. Das Gesetz sieht Massnahmen zur Beseitigung von Benachteiligungen der Behinderten vor.“

Behindertengleichstellungsgesetz

Das Behindertengleichstellungsgesetz ist Teil des Behindertenrechts. Im Zweckartikel wird festgehalten, „dass Benachteiligungen zu verhindern, zu verringern oder zu beseitigen sind, denen Menschen mit Behinderung ausgesetzt sind“. In der Schweiz sollen Rahmenbedingungen geschaffen werden, „welche es Menschen mit Behinderung erleichtern, am gesellschaftlichen Leben teilzunehmen“. Inklusion, Schutz vor Diskriminierung und Teilhabe am Leben sind wichtige Begriffe im Zusammenhang mit diesem Gesetz. Ein bedeutender Abschnitt dieses Gesetzes ist es, Hindernisse in Bauten oder Anlagen zu entfernen, damit Menschen mit einer Behinderung keine Einschränkungen in ihrer Lebensgestaltung erfahren müssen (Sprecher, Sutter 2006, 331ff).

2. Die Entwicklung des Menschen mit geistiger Behinderung

Für die Thematik meiner Arbeit ist es wichtig, welche Entwicklungsaufgaben und Lebensübergänge idealerweise durchlebt werden sollten. Es sind Aufgaben und Übergänge, deren Erlangen die Entwicklung fördern und das Auslassen zur Hemmung oder Stillstand der Entwicklung führen kann. Darauf folgt die Bindungstheorie. Diese Theorie habe ich ausgewählt, da die Bindung zu einem Kind mit einer geistigen Behinderung verändert sein kann im Vergleich zu einem Kind ohne geistige Behinderung. Der Umgang mit Bindung kann Auswirkungen auf das spätere Leben haben. Zum Schluss des zweiten Kapitels wird die Rolle der Geschwister von Menschen mit einer geistigen Behinderung aufgezeigt. Hier sind Punkte erwähnt, die im Unterschied zu Geschwistern ohne geistige Behinderung verändert erlebt werden können.

2.1 Entwicklungsaufgaben und Lebensübergänge

Lang, Martin und Pinquart (2012, 33–34) gehen auf den Psychologen Robert James Havighurst ein. Dieser beschreibt in seiner Theorie der Entwicklungsaufgaben, dass jeder Mensch Etappen in verschiedenen Lebensspannen zu bewältigen hat. Es kann sein, dass man gewisse Aufgaben erfolgreich, weniger erfolgreich oder gar nicht löst. Bleibt das Durchleben von Entwicklungsaufgaben unerfüllt oder ohne Erfolg, kann dies zu Unzufriedenheit führen und erschwert das Lösen später anstehender Abschnitte. Havighurst erklärt altersbezogene gesellschaftliche Erwartungen an das Individuum, altersassoziierte biologische Veränderungen sowie die Persönlichkeitsbildung als die drei Quellen der Entwicklungsaufgaben. In der Kindheit sind überwiegend altersassoziierte biologische Veränderungen als Entwicklungsaufgaben zu bewältigen. Erst in der Jugend und im Erwachsenenalter stellt man sich gesellschaftlichen Anforderungen und schmiedet persönliche Ziele und Pläne.

Havighurst erwähnt eine wichtige Entwicklungsaufgabe im mittleren Erwachsenenalter: man hilft seinen Kindern, verantwortungsvolle Erwachsene zu werden. Dieser Auftrag gliedert sich zum einen an die gesellschaftlichen Anforderungen an; der Norm entsprechend ist es üblich, dass die Kinder irgendwann das Elternhaus verlassen und selbstständig leben. Zum anderen ist es sicherlich ein persönliches Ziel, dass die eigenen Kinder eigenständig wohnen lernen und sich von zu Hause ablösen.

Neben Entwicklungsaufgaben wie „Freundeskreis aufbauen“, „intime Beziehungen“ und „geschlechterspezifische Rollen aneignen“ geht Wicki (2010, 108–113) auf die Aufgabe, „sich von den Eltern ablösen“, ein. Dies sind Entwicklungsaufgaben, die mit Vorteil in der Adoleszenz zu bewältigen sind. Um das eigene Selbst zu entwickeln und seine Identität zu finden ist es wichtig, sich von den Eltern abzulösen. Wird dieser Schritt ausgelassen, bekommt der Jugendliche nur bedingt eine Chance, eigene Werte und Vorstellungen zu entwickeln. Eine Folge davon kann sein, dass er seine Identität nicht selber entfaltet, sondern von den Eltern übernimmt. Jugendliche, welche ihre Identität selber erarbeiten und sich somit mit Werten, Zielen und Überzeugungen auseinandersetzen, haben später ein höheres Selbstwertgefühl und neigen weniger zu depressiven Verstimmungen.

Perrig-Chiello (2011, 41ff) schreibt, dass die Entwicklung des Menschen auf diversen Übergängen basiert, die durchlebt werden, jedoch nicht immer linear oder vorhersehbar verlaufen. Anspruchsvolle Situationen, Lebenskrisen, Wendepunkte und Umwege können

die zu durchlaufenden Stadien prägen, hindern oder fördern. Bei diesen biografischen Lebensübergängen werden (alters-)normierte und nichtnormative (stille) Transitionen unterschieden.

(Alters-)Normierte Transitionen

Altersnormierte Transitionen kommen fast in jedem Lebenslauf vor. Es sind biografische Übergänge, die von uns eine bestimmte Rolle zu übernehmen erwarten. Die Gesellschaft und die verschiedene Kultur bestimmen häufig den normgerechten Durchlauf und somit den richtigen Zeitpunkt („social clock“) einer Phase. Es kann vorkommen, dass sich die Phasen verschieben; wie zum Beispiel das Kinderkriegen. Früher war es üblich, dass Frauen schon Ende/Anfang zwanzig ein Kind zur Welt brachten. Diese Phase hat sich in der heutigen Zeit etwas verlagert. Es ist keine Ausnahme, wenn Frauen erst Mitte/Ende dreissig ein Kind bekommen. Dies hat sicherlich auch damit zu tun, dass Frauen selbstständiger geworden sind, Ausbildungen absolvieren und berufstätig sind. Normierte Transitionen sind: Pensionierung, Berufslehre, Studium, Rekrutenschule, Auszug von zu Hause, Loslassen der eigenen Kinder, Heirat etc.

Nichtnormative (stille) Transitionen

Stille Transitionen sind biografische Übergänge, die meist unvorhersehbar, unerwünscht und völlig überraschend in den Lebenslauf treten. Dies kann zum Beispiel die Trennung vom Partner, plötzliche Pflegebedürftigkeit der Eltern, Arbeitslosigkeit, Unfall oder Tod eines nahestehenden Menschen sein. Durch solche Herausforderungen können vorhandene Ressourcen aktiviert oder weiterentwickelt werden. Im besten Fall werden neue Ressourcen entfaltet. Es kann aber auch zu schweren Lebenskrisen kommen und körperliche, psychische oder soziale Veränderungen hervorrufen.

2.2 Bindungstheorie

Spangler und Zimmermann (2002, 27ff) machen auf John Bowlby aufmerksam, der der Gründer der heutigen Bindungstheorie ist. Durch zahlreiche Forschungen gewann er grundlegend wichtige Erkenntnisse über die Bindung und ihre Zusammenhänge. Mary Ainsworth führte die Forschungsergebnisse von Bowlby weiter und ist somit Mitgründerin dieser Theorie.

Beusch (2014, 36ff) beschreibt, dass Kinder mit einer geistigen Behinderung durch ihre kognitive Einschränkung oft mehr Ereignisse brauchen, um Vertrauen aufzubauen und dadurch eine sichere Bindung herzustellen. Durch die Behinderung kann es sein, dass sich das Kind öfters in ärztliche Obhut begeben muss. Die Mutter macht sich Sorgen und bindet sich stark an das Kind, wobei jedes Loslösen zu einer Herausforderung werden kann. Dieses wiederholte Durchleben von schwerem Loslösen kann sich auf die spätere Entwicklung auswirken und das Ablösen von den Eltern massiv erschweren.

Spangler und Zimmermann (Hrsg.) (2002, 109ff) zitieren Bowlby, der in seinen Untersuchungen belegt, dass Bindung für den Menschen von seiner Geburt an bis zu seinem Tod notwendig ist und ihn stets begleitet. Bei der Erziehung werden das Pflegeverhalten der Eltern und das daraus resultierende Verhalten des Kindes als Komponente einander ge-

genübergestellt. So wird das Bindungsverhalten entwickelt und daraus entsteht das innere Arbeitsmodell von Bindung, welches vier unterschiedliche Formen annehmen kann:

Das sichere Modell

Das Kind vertraut seiner Bezugsperson und lässt sich nach einer Trennung schnell wieder beruhigen. Es glaubt daran, dass wenn die Bindungsfigur den Raum verlässt, diese auch wieder zurückkommt. Erwachsene in einem sicheren Modell äussern sich als autonom und werten Bindung als positiv und wichtig. Gemachte Erfahrungen mit Personen, mit der sie eine Bindung eingehen, sehen sie als existenziell wichtig für ihre Entwicklung.

Das unsicher-ambivalente Modell

Für das Kind ist die Bindungsfigur bei diesem Modell unberechenbar. Wenn eine fremde Situation eintritt, ist das Kind ängstlich und unsicher. Schon bevor die Bezugsperson den Raum verlässt, wird es unruhig; sein Erkundungsverhalten ist dadurch stark eingeschränkt. Beim Wiederkehren der Bindungsfigur zeigt das Kind ein ambivalentes Verhalten: Einerseits ist es ärgerlich und aufgebracht, weil es alleine gelassen wurde, andererseits sucht es die Nähe zur Bezugsperson. Durch die negative Erwartungshaltung kann es seine negativen Gefühle nicht in ein positives Ziel einbinden. Kinder in einem unsicher-ambivalenten Modell wirken sehr lange als unreif und anhänglich. Erwachsene sind durch die Erfahrungen in der Kindheit in Zusammenhang mit Beziehungen eher wenig objektiv, wenn sie darüber berichten. Sie sind eher passiv, ängstlich und ärgerlich gegenüber ihren Bindungspersonen.

Das unsicher-vermeidende Modell

Das Kind ist in fremden Situationen nicht beunruhigt und zeigt auch kein Verlangen nach Nähe, wenn die Bindungsfigur zurückkehrt. Es hat zu Hause einige Beispiele erlebt, in der es zurückgewiesen wurde. Dadurch hat es eine Strategie entwickelt, bei der es Nähe vermeidet. Wie beim unsicher-ambivalent gebundenen Kind ist es nicht möglich, negative Gefühle in eine positive Erwartungshaltung zu integrieren. Der Unterschied liegt aber darin, dass es gar nicht erst negative Gefühle gegenüber der Bindungsfigur zeigt. Erwachsene reagieren distanziert bei Beziehungsthemen. Sie empfinden sich als starke und unabhängige Menschen und sehen nur wenig Bedeutung in den Beziehungen zu anderen.

Das unsicher-desorganisierte Modell

Über dieses Modell gibt es bislang nur wenig fassbare Erkenntnisse. Man geht aber davon aus, dass der Bindungsfigur durch nicht verarbeitete Traumata (Tod, Trennung, Missbrauch) die Fähigkeit zur feinfühligsten Bindung fehlt. Das Kind kann lange keine klare Bindungsstrategie entwickeln. Später bildet es eine kontrollierte Strategie heraus, wobei die Rollen zwischen Kind und Bezugsperson teils vertauscht werden: Zum einen übernimmt das Kind die Verantwortung für das Wohlergehen der Bindungsfigur, was es mit übertrieben fürsorglichem Verhalten zeigt. Zum anderen versucht es nach einer Trennung mit bestrafendem Verhalten die Kontrolle beizubehalten.

Das Kind mit geistiger Behinderung im Bindungsmodell

Bei Kindern mit einer geistigen Behinderung tritt das unsicher-ambivalente Modell am häufigsten auf. Hennemann (2011, 22) beschreibt, dass während Komplikationen wäh-

rend der Geburt das Kind der Mutter direkt weggenommen werden muss. Beim Kind sowie bei der Mutter entsteht eine Trennungsangst. Sie binden sich extrem aneinander und befürchten schon bei einer kurzen Abwesenheit voneinander negative Gefühle. Dies kann sich beim Kind im Erwachsenenalter durch Ängstlichkeit und Unreife zeigen.

Bopp und Krohmer (2010, 44ff) zeigen auf, dass die ersten zwei Stunden nach der Geburt für das Kind wichtig sind, um die ersten Fähigkeiten der Bindung zu entwickeln und das Urvertrauen aufzubauen (Bonding). Der Säugling sollte nach den Anstrengungen der Geburt und den vielen Sinneseinflüssen der neuen Umgebung warm eingehüllt werden und die tröstenden Stimmen seiner Eltern hören. Dies ist bei einem Kind mit einer geistigen Behinderung oft nicht möglich. Das Kind wird der Mutter erst nach den Untersuchungen in den Arm gelegt.

Bopp und Krohmer (2010, 113ff) beschreiben, dass das Bonding und somit eine sichere Bindung zu den Eltern dem Kind zeigt, dass es geschützt ist und seiner Umgebung vertrauen darf. Es hilft dem Kind, als Erwachsener besser mit Krisen und Rückschlägen umzugehen, selbstständig und eine starke Persönlichkeit zu werden.

2.3 Die Rolle der Geschwister

Gemäss Achilles (2005, 18ff) ist die Geschwisterbindung prägend für die weitere Entwicklung des Menschen und die dauerhafteste aller Bindungen. Während die Eltern sterben, die Ehen auseinandergehen und die Freunde verloren gehen, bleibt das Band der Geschwisterbeziehung bestehen. Da Geschwister derselben Generation angehören, verbringen sie mehr Zeit mit dem Bruder oder der Schwester als mit den Eltern. Wenn man aber nun ein Geschwister mit einer Behinderung hat, verändert sich manches in deren Beziehung. Folgende Punkte können das Leben eines Geschwisters von einem Menschen mit Behinderung beeinflussen:

- *Frühe Konfrontation mit Leid*
Schon früh erfahren Geschwister eines Menschen mit geistiger Behinderung, was es heisst, mit Beeinträchtigungen und Schmerz konfrontiert zu werden. Auch müssen sie schon sehr bald lernen, Verantwortung zu übernehmen. Die heutige Leistungsgesellschaft bildet für sie einen Widerspruch zur Lage ihrer Familie. Durch diskriminierende Äusserungen der Medien müssen sie erfahren, was es heisst, anders zu sein. Somit müssen sie sich auch mit dem Thema Ausgrenzung von Menschen mit einer Behinderung auseinandersetzen.
- *Verbotene Rivalität*
Viele Entwicklungsaufgaben können nur begrenzt erfahren werden oder bleiben in dieser Phase aus. Normalerweise werden durch Rivalitätskämpfe Ressourcen wie Identitätsfindung und Durchsetzungsvermögen entfaltet. Dies ist für ein Kind mit einem Geschwister mit geistiger Behinderung oft nicht möglich, da es lernen muss, Rücksicht zu nehmen und es mit Hilfe zu unterstützen.
- *Entwicklung von Schuldgefühlen*
Zum einen entwickeln Geschwister behinderter Kinder Schuldgefühle durch Spannungen und Aggressionen, die sie gegenüber der Schwester oder dem Bruder mit einer geistigen

Behinderung nicht äussern dürfen. Auf der anderen Seite ist das Bewusstsein ausgeprägt, dass es das stärkere und gesündere Geschwister der beiden ist. Auch dies kann Gefühle der Schuld mit sich bringen. Daraus folgt das gesunde Geschwister, immer zur Stelle sein zu müssen, um dem Bruder oder der Schwester mit einer Behinderung zu helfen. Daraus kann eine Überforderung entstehen, die sich auf das weitere Leben des gesunden Geschwisters auswirken kann.

- *Eingeschränkter Zugang zu den Eltern*

Die Sorge um das Kind mit einer Behinderung, das Auseinandersetzen mit der Krankheit, die richtige Therapie zu finden oder sogar das Haus umzubauen, da es nicht rollstuhlgängig ist, ist sehr zeitaufwendig und braucht enorm viel Energie der Eltern. Für sie ist die Erziehung des behinderten Kindes eine intensive Belastung und spannt sie in allen Lebenslagen ein. Somit wird das gesunde Geschwister vernachlässigt und hat viel weniger Kontakt zu den Eltern als andere Kinder, die keine Geschwister mit Behinderungen haben.

Laut Achilles (2005, 46–49) können weitere wichtige Punkte bei einem Geschwister auftreten, dessen Schwester oder Bruder eine Behinderung hat:

- Einschränkung der Möglichkeiten, Freundschaften zu schliessen
- Geschwisterfolge wird anders erlebt
- Angst, behindert zu sein oder zu werden
- Gefühl, in einer aussergewöhnlichen Familie zu leben

3. Der Auszug des Menschen mit geistiger Behinderung

Fundamental im Prozess des Auszugs von zu Hause sind Bewältigungsstrategien der Familien, der Angehörigen sowie der Klienten selbst. Es ist für Betroffene, sowie für die Institution wichtig, Bewältigungsstrategien zu kennen und nötigenfalls diese den Klienten und deren Familien zugänglich zu machen. Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie diese Strategien eingesetzt werden können und wie das Loslassen geübt werden kann. In der Arbeit mit Menschen mit einer geistigen Behinderung und deren Familien ist ein weiterer wichtiger Punkt die Angehörigenarbeit. Nur wenn eine gute Arbeit zwischen Klient, Angehörigen und Institution gewährleistet ist, fällt es leichter, den Schritt der Ablösung seitens Familie und Klient zu vollziehen. Somit gewinnt das Konzept des Normalisierungsprinzips in diesem Zusammenhang an Bedeutung, welches neben diversen anderen Punkten den Auszug von zu Hause mit sich bringt. Je mehr Wert auf das Prinzip der Normalisierung seitens der Angehörigen und der Institution gelegt wird, umso einfacher ist der Zugang für einen Menschen mit einer geistigen Behinderung zu einem hindernisfreieren Leben.

3.1 Loslassen üben

Wir kennen es von uns selber oder von unseren eigenen Kindern: Loslassen ist nicht immer einfach. Sei es seitens der Eltern oder auch der Kinder, denn es ist eine grosse Veränderung. Einerseits kann es sein, dass die Eltern das Kind nicht ziehen lassen, oder andererseits, dass das Kind zu Hause bleiben will. Doch auch wenn dieser Schritt schwierig ist, gibt es einige Tipps, die den Prozess vereinfachen können.

Teusen (2013, 25ff) erwähnt in ihrem Buch, dass das Loslassen immer Teil einer Veränderung ist. Die Eltern sowie ihre Kinder müssen sich an eine andere, fremde Situation anpassen. Oft ist dieser Prozess mit Gemütszuständen wie Schmerz, Sorge, Traurigkeit und Ärger verbunden. Nicht immer ist es für die Eltern einfach, loszulassen. Es gibt jedoch einige Tipps, die zu beachten sind, damit dieser Prozess einfacher gelingt.

- Die Gefühle können durch bewusste Steuerung gelenkt werden. Wenn negative Gefühle und Gedanken auftreten, kann versucht werden, diese durch Positive zu ersetzen.
- Wenn negative Gedanken auftreten, probiert man diese mit einem Gedankenstopp zu unterbinden. Am Anfang stimmen die Gefühle mit den Gedanken nicht überein, was sich seltsam anfühlen kann. Mit der Zeit und durch Übung passen Gefühle und Gedanken zusammen.
- Durch eine „Gewinn-Verlust-Rechnung“ herausfinden, was gewonnen wird, wenn das Loslösen gelingt. Es kann auch gefragt werden, was für ein Verlust entsteht, wenn das Loslassen misslingt.
- Die eigenen Ängste hinterfragen. Sind sie realistisch? Sind sie übertrieben?
- Erst durch Reflexion der Ängste kann herausgefunden werden, ob sie wirklich angebracht sind. Durch Wahrnehmung der Ängste wird man sich ihnen stellen können.

Katastrophisierende Gedanken wie „das schaff ich nie“ oder „ich werde meine Tochter verlieren“ vermeiden.

- Sich keine Selbstvorwürfe machen. Das alles ist der Lauf der Dinge und es ist ganz normal, dass die Tochter / der Sohn von zu Hause auszieht!

Während der Ablösung des eigenen Kindes können zu Beginn negative Gefühle aufkommen, was ganz normal ist. Denn das Kind, das man immer bei sich hatte, beginnt nun seinen eigenen Weg zu entdecken. Auf längere Zeit werden diese Gefühle durch das Wahrnehmen von Freiheiten, Lebensfreude und Energie durch Positive ersetzt (Teusen, 2013, 28-29).

3.2 Bewältigungsstrategien

Papastefanou (1997, 93–95) schreibt in seinem Buch über den Familienentwicklungsansatz, der wichtige Veränderungen und Stadien in Familien erläutert. Zum einen sind diese Stadien geprägt von den Bedürfnissen und der Entwicklung der einzelnen Mitglieder und zum anderen spielen Erwartungen der Gesellschaft eine wichtige Rolle. Familien durchlaufen die Stadien individuell, aber auch als Gruppe. Dieser Ansatz lehnt sich an die Entwicklungsaufgaben nach Havighurst an, wobei hier von Familienentwicklungsaufgaben gesprochen wird. Im Familienentwicklungsansatz geht es darum, dass diese Aufgaben gemeinsam mit Erfolg gelöst werden müssen, damit spätere Phasen leichter durchlebt werden können. Eine dieser Anforderungen ist es, dass die erwachsenen Kinder sich von der Familie lösen. Dieser Übergang ist sehr prägend für eine Familie, da der Familienkern schrumpft und die Eltern loslassen lernen müssen. Damit der Auszug der erwachsenen Kinder gelingt, sollten wichtige physische Ressourcen der Familie angepasst werden. Weiter müssen Verantwortlichkeiten und Rollen neu verteilt werden, die Kommunikation und der Kontakt sollten weiterhin gewährleistet sein. Wenn diese Punkte berücksichtigt werden, kann die Aufgabe des Auszugs und des Loslassens leichter gemeistert werden.

Auch schreibt Papastefanou (1997, 95–98) über den Problemlösungsansatz und das Familienstressmodell. Beim Problemlösungsansatz geht man davon aus, dass die Familie als Ganzes unterschiedliche Probleme zu lösen hat und dafür individuelle Problemlösungsressourcen anwendet. Als Familienproblem zitiert Papastefanou (1997, 95) Aldous, der dies folgend definiert: „Jede Situation, die die Werte der Familie oder eines ihrer Mitglieder bedroht, die kognitive Anstrengung seitens mindestens eines der Familienmitglieder und gemeinsames Vorgehen verlangt, um die Situation zu lösen, und zwar in einer Art und Weise, die mit den Werten der Familie vereinbar ist.“ Werden Probleme erfolgreich gelöst, kann die Familie daraus wachsen und der Zusammenhalt und die Bereitschaft für das Lösen neuer Probleme werden grösser. Hingegen liegt mit einem Misserfolg das Risiko vor, dass die Familie in der Entwicklung stillsteht.

Die Grundannahme des Familien–Stressmodells liegt darin, Möglichkeiten zu erkennen, die eine Familie hat, um Komplikationen zu lösen. Hierbei ist es entscheidend, wie die Familie das angehende Problem wertet. Folgende drei Faktoren liegen beim Lösen eines Problems vor: Es kommt ein Stressor (A) in den Familienalltag. Die Familie hat verschiedene Ressourcen (B) zur Verfügung, um die Aufgabe zu lösen. Die Familie wertet (C) die anstehende Angelegenheit. Wird das Problem als nicht lösbar gewertet, bleibt die Familie

im bereits vorhandenen Schema. Kann die Familie das belastende Ereignis in Angriff nehmen, entwickelt sie dabei neue Bewältigungsstrategien. Diese werden eingeteilt in individuelle Ressourcen (Bildung, Geld), innere Ressourcen (Kommunikationsmöglichkeiten, Umgang mit Problemen) und äussere Unterstützungsmöglichkeiten (soziale Netzwerke, Gemeinde).

1.3 Selbsthilfegruppen

Im Folgenden werde ich auf den Begriff „Selbsthilfegruppen“ näher eingehen. Es scheint mir wichtig, im Zusammenhang mit dem Thema „Ablösung vom Elternhaus“ dieses Thema zu erwähnen. Gespräche in Gruppen, die sich aus Eltern zusammensetzen, die sich mit Rat und Tat zur Seite stehen, können eine Hilfe und Ressource für Eltern und ihre Kinder in diesem Prozess sein.

Frau Schmid erwähnt im Expertengespräch nachstehende Aussage:

„Ich war immer ein Fan von Selbsthilfegruppen. Mir ist das im Oberwallis nicht bekannt. Vielleicht würde es Sinn machen, eine Selbsthilfegruppe für Eltern ins Leben zu rufen. Für den Austausch und auch, um über gemeinsame Sorgen und Erfahrungen zu sprechen. Die Eltern könnten von so einer Gruppe profitieren. Völlig selbst funktionierend. Man müsste den Aufbau begleiten. Dass man schauen würde, was es für Themen geben würde. Ein Raum für eine Klagemauer. Ein Raum, um zu sehen, was der Part der Eltern ist und wie man gewisse Dinge verändern könnte. Da würde ich Sozialpädagogen der Institutionen sehen, um den Aufbau zu ermöglichen.“

Laut Herzog-Diem und Huber (2007, 10ff) sind Selbsthilfegruppen sich selbst organisierende Gemeinschaften, die sich momentan mit denselben oder ähnlichen Problemen auseinandersetzen. Aus eigenen Kräften probieren sie mithilfe von Erfahrungen und Gesprächen ihre Situationen zu meistern. Neben einer geeigneten Räumlichkeit werden andere wichtige Abmachungen wie zu verfolgende Ziele oder Häufigkeit der Treffen getroffen. Bei bestimmten Themen kann auch Rat Dritter (Fachleute, kommerzielle Anbieter etc.) herbeigezogen werden. In der Schweiz sind verschiedene Arten von Selbsthilfegruppen verbreitet. Eine davon ist die Selbsthilfeorganisation. Diese Gruppe beschäftigt sich mit schwierigen Situationen der Anwesenden oder ihrer Angehörigen (Eltern, Kinder, Grosseltern etc. mit psychischen Krankheiten, geistigen oder körperlichen Behinderungen etc.). Beim Thema Ablösungsprozess der vorliegenden Bachelorarbeit ist es diese Form von Selbsthilfegruppe, die sich mit den eigenen sowie den Problemen der Kinder mit geistiger Behinderung beschäftigt. Wichtige Aspekte einer Selbsthilfegruppe sind folgende:

- **Belastung mindern**
Im Gespräch mit Betroffenen, die dasselbe Leid teilen, wird das Verständnis des eigenen Problems grösser. Durch das „Sich-verstanden-Fühlen“ entsteht Sicherheit und das Gefühl, alleine mit den vielen Sorgen dazustehen, kann gemindert werden.
- **Ressourcen erkennen / entwickeln**
Durch den Austausch mit Menschen, die im selben Bereich bereits Erfahrungen gemacht haben, können neue Ideen und Tipps gesammelt werden. Dadurch werden neue Ressourcen entwickelt oder vorhandene aktiviert.

- *Gezielte Hilfe in Anspruch nehmen*
Mithilfe der teilnehmenden Personen in der Gruppe kann gezielt auf fachliche Hilfe eingegangen werden. Diverse Fachstellen, die zum Teil für manche Anwesenden bislang noch unbekannt waren, können somit in Anspruch genommen werden.
- *Handeln / sich der momentanen Situation stellen*
Durch die aktive Kommunikation in der Gruppe werden teilweise verdrängte Elemente der gegenwärtigen Lage offengelegt. Dieser Vorgang verlangt Vertrauen der einzelnen Mitglieder. Das Auseinandersetzen mit dem schwierigen Umstand kann Ängste lindern. Durch das offene Ohr und das Verständnis der Teilnehmenden werden Selbstvertrauen und Sicherheit im Umgang mit der momentanen Situation gestärkt.

3.2 Angehörigenarbeit

Daneke (2000, 2ff), Durrant (2001, 165ff) sowie Pörtner (2003, 110ff) erläutern, dass die Arbeit mit Angehörigen oft in einem Spannungsfeld stehen kann. So können die Angehörigen, die Institution, die Klienten oder die Mitarbeiter unterschiedliche Erwartungen und Zielvorstellungen in derselben Situation haben. Es ist wichtig, dass Angehörige und Fachpersonen kooperieren und offen kommunizieren, denn eine gute Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten trägt zu einem Klima bei, in dem sich der Klient wohlfühlen kann.

Laut Durrant (2001, 165ff) darf man als Fachperson niemals vergessen, dass die Eltern ihre Kinder am besten kennen. Der Auszug von zu Hause ist für die Eltern sowie für ihre Kinder kein einfacher Schritt. Bis das Vertrauen zum Personal aufgebaut ist, kann es lange dauern. Es gestaltet sich aber einfacher, wenn Fachpersonen die Ratschläge der Eltern ernst nehmen und umzusetzen versuchen. Die Eltern sollen weiterhin spüren, dass sie wichtig sind und herbeigezogen werden, wenn es zu Fragen bezüglich ihrer Kinder kommt. Der Einbezug und ständige Austausch trägt dazu bei, dass das Vertrauen der Eltern zu den Fachpersonen wächst. Man darf niemals vergessen: die Eltern sind die Experten!

Wie oben erwähnt, ist eine gute und offene Kommunikation zwischen Eltern, Fachpersonen und dem Klienten fundamental, denn nur so kann eine zielgerichtete Zusammenarbeit gelingen. Es gibt verschiedene Modelle und Methoden, damit zwischen Menschen ein möglichst konfliktfreier Austausch funktionieren kann. Die themenzentrierte Interaktion nach Ruth Con (in Daneke, 2000, 46–50) ist eine davon. Die vier Bestandteile des TZI sind:

- Ich: das Individuum
- Du bzw. Wir: das Gegenüber des Ichs
- Es: der zu besprechende Gegenstand
- Umfeld: die Umgebung oder weitere anwesende Personen

Daneke (2000, 46ff) ist der Meinung, dass es notwendig ist, dass alle Beteiligten gleichberechtigt sind. Dies zu berücksichtigen ist oft nicht einfach, da zum Beispiel bei einem Neueintritt die Angehörigen durch die neue Situation verunsichert sind und noch kein Vertrauen haben. Als Fachperson muss man immer im Hinterkopf haben, dass man selber die Institution kennt (Klienten, Team, Struktur) und man sich nur an einen neuen Bewoh-

ner gewöhnen muss. Für das Familienmitglied, das in die Institution eintritt und dessen Angehörige ist die Situation eine grosse Herausforderung. Sie müssen sich zunächst an eine neue Umgebung, neue Bezugspersonen, neue Bewohner und Strukturen des Alltags gewöhnen. Es kann von Vorteil sein, sich als Fachperson deren Situation bewusst zu sein, um ein grösseres Verständnis für den neuen Klienten und dessen Angehörige zu bekommen.

Für das Erreichen des Ziels in der themenzentrierten Interaktion beschreibt Ruth Cohn (in Daneke, 2000, 49) zwei Grundsätze:

- „Sei Dein eigener Chairman“: Das heisst, dass man sein Verhalten in der Kommunikation und in der Zusammenarbeit mit den Angehörigen reflektieren soll und eventuelle Veränderungen notwendig sind.
- „Störungen haben Vorrang“: Wenn ein Problem seitens der Fachperson oder der Angehörigen in der Luft liegt, kann sich das beispielsweise durch einen gereizten Ton äussern. Man muss somit zuerst hinterfragen, was dahintersteckt, um über die eigentliche Situation unter guten Bedingungen kommunizieren zu können. Grund für eine Störung kann auch ein spärlich eingerichteter Raum sein. Es ist also wichtig, wie die Umgebung für das Gespräch eingerichtet und gestaltet ist.

Der Auszug von zu Hause ist sowohl für Eltern als auch Klient ein einschneidender Schritt im Leben. Kleine Schaars (2003, 83–89) beschreibt in seinem Buch, dass es bei diesem Thema in Bezug auf Selbstbestimmung zu Konflikten zwischen den Eltern und ihren Kindern kommen kann. Einerseits haben Eltern oft Angst, ihre Kinder in eine Institution zu geben, und andererseits ist es der Wunsch des Kindes, von zu Hause auszuziehen. Es entstehen Spannungsfelder und Auseinandersetzungen zwischen den Eltern und ihren Kindern.

Ist der Schritt des Auszugs in Angriff genommen worden, können aus meiner eigenen Erfahrung immer wieder neue Spannungsfelder zwischen Klient, Angehörigen und der Institution entstehen. Die Beziehung zwischen den Klienten und ihren Eltern kann sich nach dem Umzug stark verändern. Es kann sein, dass der Klient in einer Wohngruppe weniger eingeschränkt wird und der Punkt „Selbstbestimmung“ einen höheren Stellenwert bekommt als zu Hause. Der Klient fühlt sich demnach sehr wohl und kann Dinge so tun, wie er es vorher nicht durfte oder mit Konsequenzen verbunden war. Eltern haben somit oft Mühe, mit gewissen Situationen umzugehen, da sie sich als nicht mehr wichtig sehen und sich bei manchen Themen fragen, weshalb es denn zu Hause nicht klappte und nun in der Wohngruppe schon. Es ist nicht einfach, die Verantwortung für das eigene Kind an Personen abzugeben, die man nicht kennt, und noch dazu ein Kind, das durch seine Behinderung aus Sicht der Eltern mehr Schutz und Sicherheit braucht als ein „normales“. In Spannungssituationen soll das Suchen nach einer angemessenen Lösung durch den Klienten, Angehörige und Fachpersonen begünstigt werden.

3.3 Das Normalisierungsprinzip

Immer mehr Menschen treten bei ihrer Arbeit und auch in ihrer Freizeit mit Menschen mit einer geistigen Behinderung in Kontakt. Dies zeigt, dass heute Integration stattfindet und

die Menschen nicht mehr wie früher versteckt werden. Um diesen Menschen ein so weit wie möglich normales Leben zu bieten, orientieren sich Fachpersonen oft an dem Normalisierungsprinzip (Thimm, 2005, 19ff).

In diesem Zusammenhang erwähnt Thimm (2005, 20ff) Nirje Bengt. Nirje beschreibt, dass das Prinzip ein Leitbild für diverse Fachgebiete wie Psychologie, Pädagogik etc. sein soll. Er teilt das Normalisierungsprinzip in acht Bereiche ein:

- Normaler Tagesrhythmus
- Trennung von Arbeit, Freizeit und Wohnen
- Normaler Jahresrhythmus
- Normaler Lebenslauf
- Respektierung von Bedürfnissen
- Angemessene Kontakte zwischen den Geschlechtern
- Normaler wirtschaftlicher Standard
- Standards von Einrichtungen

Nirje weiss, dass diese Bereiche nicht in einer logischen Ordnung stattfinden, sie können sich teils überschneiden. In den letzten Jahren darf man eine weitgehende Verbesserung des Umgangs mit Menschen mit einer geistigen Behinderung beobachten. Die Wohngruppen (früher Anstalten) sind viel kleiner geworden; es ist zur Norm geworden, dass Einzelzimmer zur Verfügung stehen. Erwachsene Behinderte werden auch so behandelt und fällen eigene Entscheidungen betreffend ihre Freizeit, Privatsphäre und ihr Einkommen. Auch wird das Thema Sexualität und Liebe thematisiert und nicht mehr tabuisiert—es hat sich einiges geändert in den letzten Jahrzehnten.

Thimm (2005, 38) ist explizit der Meinung, dass das Leben in der eigenen Familie, die Wohlbefinden, Schutz und Sicherheit gewährleistet, von fundamentaler Bedeutung ist. Ist jedoch der Zeitpunkt gekommen, sollten auch Menschen mit einer geistigen Behinderung den Schritt des Auszugs wagen. Die Anzahl der Klienten in Wohneinrichtungen ist klein zu halten, damit solche Einrichtungen sich nicht verselbstständigen und der Kontakt zur Bevölkerung bestehen bleibt. Der stetige Austausch zur Familie ist wichtig und sollte auch nach dem Auszug beibehalten werden. Die Arbeit sollte ausserhalb der Wohneinrichtung stattfinden, was im Normalisierungsprinzip als einer der acht Bereiche zu finden ist.

Im Expertengespräch mit Frau Schmid äussert sie sich folgendermassen zum Normalisierungsprinzip:

„Sonst bin ich der Meinung, dass man so gut wie möglich nach dem Normalitätsprinzip überlegt. Man kann es vielfach als Argument brauchen, wenn noch ein Kind ohne Behinderung da ist. Indem man fragt, ob man dieses Kind auch immer zu Hause lassen will. Oder wenn man fragt, wo das andere Kind ist. Und sie sagen, dass der schon vor drei Jahren ausgezogen ist und geheiratet hat. Das ist eine gute Möglichkeit, im Gespräch aufzuzeigen, dass es normal ist, wenn die Kinder ausziehen. Ich finde es enorm wichtig, dass das passiert.“

Hennies und Kuhn (in Wüllenweber Hrsg., 2004, 131ff) beschreiben, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung noch lange zu Hause bei ihren Eltern wohnen, wenn ihre gleichaltrigen Mitmenschen den Schritt des Auszugs schon längststens hinter sich haben. Für Eltern ist diese Situation meist selbstverständlich und sie sind bereit, ihre Schützlinge

auch im Erwachsenenalter bei sich wohnen zu lassen. Das Normalisierungsprinzip besagt jedoch, dass ein normaler Lebenslauf und altersgerechte Lebensumstände fördernd für die allgemeine Lebensgestaltung sind. Somit sollten auch Menschen mit einer geistigen Behinderung motiviert und unterstützt werden, wenn es darum geht, sich altersgerecht von den Eltern zu lösen und ein Leben aufzubauen, in dem sie unabhängiger von ihren Eltern sind. Für den Menschen mit geistiger Behinderung ist es einfacher, den Schritt des Auszugs auf sich zu nehmen, wenn die Eltern ihn dabei noch unterstützen können und die Beziehung zu ihnen aufrechterhalten werden kann. In vielen Fällen wird der Auszug erst im höheren Erwachsenenalter vollzogen, wenn es zwangsweise durch Tod oder aus gesundheitlichen Gründen der Eltern keine andere Lösung mehr gibt. Die Tochter oder der Sohn erlebt so einen abrupten Wechsel im Leben, was zu Krisen führen kann.

2.9 Fazit

Im Theorieteil werden verschiedene Bereiche aufgegriffen. Die Zielgruppe der Bachelorarbeit befasst sich in erster Linie mit den Eltern eines Menschen mit geistiger Behinderung. Weiter wird aber auch auf das Kind mit geistiger Behinderung und dessen Geschwister eingegangen, um die Verständlichkeit der Arbeit zu erhöhen.

Behinderung ist nicht gleich Behinderung und somit wird nicht nur auf die äusseren Einschränkungen geachtet. Auch trägt die Umwelt eine grosse Mitentscheidung, wie der Mensch mit geistiger Behinderung in die Gesellschaft integriert wird. Zu guter Letzt wird daraus das Selbstkonzept des Menschen entwickelt.

Im Zusammenhang mit dem Ablösungsprozess sind das Modell der Entwicklungstheorie nach Havighurst und das der Lebensübergänge nach Perrig-Chiello von grosser Bedeutung. Zum einen zeigt es auf, dass es für die Eltern ein wichtiger Schritt ist, ihre Kinder loszulassen. Zum anderen wird erwähnt, dass es als Kind bzw. junger Erwachsener eine Aufgabe im Leben ist, sich von den Eltern zu lösen. Wie bereits im Theorieteil erwähnt, gehört auch für Menschen mit einer geistigen Behinderung diese Aufgabe zum Leben dazu.

Die Bindungstheorie wird in der Arbeit erläutert, weil sie wichtig für die spätere Entwicklung eines Kindes ist. Wie bereits im Theorieteil erwähnt, müssen Menschen mit einer geistigen Behinderung oft diverse Ärzte konsultieren oder Spitäler aufsuchen und dort auch längere Zeit verbleiben. Die ständige Anwesenheit der Eltern oder zumindest der Mutter kann die Bindung intensivieren. Durch die Pflegebedürftigkeit des Kindes sind die Eltern gezwungen, ständig anwesend zu sein. Somit erklärt sich von selbst, dass die Beziehung und somit die Bindung zum Kind mit geistiger Behinderung stärker ist.

Wie bereits erwähnt, wird auch auf die Rolle der Geschwister im Zusammenhang mit der Ablösung von zu Hause eingegangen. Wie im Kapitel "Die Rolle der Geschwister" bereits aufgezeigt wird, werden die Geschwister von Menschen mit einer geistigen Behinderung mit verschiedenen Punkten konfrontiert. Im Gespräch kann es für Eltern hilfreich sein, wenn der Auszug des Kindes ohne Einschränkung thematisiert wird. Dieser Vorgang wird als normal empfunden. Somit kann es ein Ziel sein, auch den Auszug des Kindes mit einer geistigen Behinderung in Betracht zu ziehen und als normalen Entwicklungsschritt anzusehen.

Es gibt kein Rezept, das den Eltern gegeben werden kann, um sich besser vom Kind mit geistiger Behinderung zu lösen. Jedoch können verschiedene Tipps hilfreich sein, die den Prozess unterstützen können. Auch werden Bewältigungsstrategien, die meist als Familie entwickelt und umgesetzt werden, angewendet. Weitere hilfreiche Faktoren beim Auszug des Kindes von zu Hause sind: das Aufsuchen einer Selbsthilfegruppe, der Austausch mit Fachpersonen oder anderen betroffenen Eltern, die Schulung der Fachpersonen spezifisch in diesem Bereich. Für Fachpersonen ist es somit fundamental, den Prozess der Ablösung zu kennen und der Familie in diesem Prozess Unterstützung zu bieten. Zum Schluss des Theorieteils wird auf das Normalisierungsprinzip eingegangen. Das Akzeptieren des Auszugs als normalen Entwicklungsschritt ist von grosser Bedeutung. Dies kann den Eltern helfen, sich auf den Ablösungsprozess einzulassen. Es ist sicherlich nicht einfach, ein Kind gehen zu lassen. Jedoch kann es den Schritt stark erleichtern, wenn Klienten, Eltern, Fachpersonen sowie die Institution am gleichen Strick ziehen.

III Empirisches Vorgehen

1 Fragestellung

Laut Holthaus und Pollmächer (2007, 78–80) ist für viele Familien mit einem geistig behinderten Kind der Prozess des Loslösens, insbesondere der Auszug von zu Hause, schwierig und lang. Der Übergang von der Schule zu einer Berufslehre, einem geschützten Arbeitsplatz oder anderen Möglichkeiten gestaltet sich viel einfacher. Es ist quasi schon vorgegeben, dass die geistig behinderte Tochter oder der geistig behinderte Sohn nach dem Ende der Schulzeit arbeiten geht. Der Zeitpunkt des Auszugs findet jedoch nicht nach einem bestimmten vollendeten Ereignis statt, sondern kann von den Eltern und den Jugendlichen frei gewählt werden. Somit wird dieser Übergang oft verdrängt und immer wieder verschoben. Eltern haben oftmals das Gefühl, dass ihre Kinder mit dem Übergang von der Schule zur Arbeit schon genug zu tun haben. Um somit eine Überforderung auszuschliessen, behalten sie die Betroffenen zu Hause. Nicht selten kommt dann ein Umzug in eine Wohngruppe unvorbereitet und rasch, da es den Eltern aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr möglich ist, für ihre Kinder zu sorgen. Aus diesen Überlegungen heraus ergibt sich folgende Fragestellung:

Welche Faktoren erlebten Elternteile von erwachsenen Menschen mit einer geistigen Behinderung als unterstützend beim Eintritt ihrer Tochter oder ihres Sohnes in eine sozialpädagogische Institution?

2 Ziele der Arbeit

Nachfolgend sind einige wichtige Ziele aufgeführt, die ich in der Arbeit anstreben werde und umzusetzen versuche.

Persönliche Ziele

- Mich mit dem Phänomen des Auszugs von zu Hause stärker auseinandersetzen und die eigene Haltung hinterfragen.

Methodische Ziele

- Aufzeigen des Vorgangs des Ablösungsprozesses und dessen Folgen.

Ziele für die Berufspraxis

- Sensibilisierung anderer Sozialpädagogen mittels Vorstellung der Bachelorarbeit im Team.
- Auflistung von Faktoren, die Eltern im Prozess der Ablösung als unterstützend empfinden.
- Auflistung von Faktoren, die für Fachpersonen hilfreich sind, um die Eltern im Ablösungsprozess zu unterstützen.

3. Hypothesen

Mehrmals machte ich bereits die Erfahrung, Elternteile ihre behinderten Kinder erst aufgrund von Notfallsituationen – wie das Wegfallen eines Elternteils – wegziehen liessen. Ich denke, dass die Bindung der Elternteile zu ihren geistig behinderten Kindern oftmals sehr gross ist und ihnen somit das Loslassen schwerfällt. Sie zögern diese Phase des Ablösens möglichst weit hinaus und sind später gezwungen, ihre Kinder wegziehen zu lassen. Diese Ablösung erfolgt somit unvorbereitet und rasch durch das Wegfallen eines Elternteils oder aus gesundheitlichen Gründen der Elternteile. Auf der anderen Seite kann die Bindung zum Kind gestört sein. Je nach Schweregrad der Behinderung muss sich das Kind des Öfteren und schon sehr früh pflegerischen und/oder operativen Behandlungen unterziehen.

Ich kann mir vorstellen, dass manche Eltern wegen der geistigen Behinderung ihrer Tochter oder ihres Sohnes ein schlechtes Gewissen haben und es ihnen dadurch schwerer fällt, ihr Kind gehen zu lassen. Weiter kennen viele Betroffene die möglichen Institutionen und deren Wohnformen kaum. Es fällt den Eltern sowie ihren Kindern schwer, Vertrauen zu den infrage kommenden Fachpersonen und Institutionen aufzubauen. Daraus ergeben sich zwei Hypothesen.

Bei der Untersuchung wurde zu den zwei folgenden Hypothesen passende und bedeutungsvolle Variablen definiert, welche die Kategorien für die Auswertung der Daten bilden (siehe Kapitel III Empirisches Vorgehen, 1. Methode zur Auswertung der Interviews). Zu den ausgewählten Variablen werden dann jeweils Indikatoren formuliert, damit sie anhand konkreter Aussagen aus den Interviews diskutiert werden können. In der Datenanalyse werden auch neu gebildete Kategorien begründet und inhaltlich präsentiert. Die ausgewählten Begriffe stützen sich auf Mayring (1996, 91ff), der diese in seinem Buch „Einführung in die qualitative Sozialforschung“ beschreibt.

3.1 Hypothese 1 – Vorbereitung auf den Auszug seitens der Eltern

Für Eltern ist es eine Unterstützung, wenn sie sich frühzeitig auf den Prozess der Ablösung ihres Kindes vorbereiten.

3.2 Variablen und Indikatoren zur Hypothese 1

Variable 1: Auseinandersetzung mit der Bindung zum Kind mit einer Behinderung

Indikatoren zu Variable 1

- zu starke Bindung
- zu schwache Bindung
- Bindung anders als bei den Geschwistern
- Bindung verändert durch Spitalaufenthalte

Variable 2: Information über den Auszug und den Ablösungsprozess einholen

Indikatoren zu Variable 2

- Informationen aus Institutionen

- Literatur zu Rate ziehen
- Austausch mit Betroffenen
- Informationen aus dem Internet

Variable 3: Auseinandersetzung mit sozialpädagogischen Institutionen

Indikatoren zu Variable 3

- sich über sozialpädagogische Institutionen informieren
- verschiedene Wohnformen besichtigen
- regelmässige Besuche in der infrage kommenden Wohngruppe
- schnuppern

Variable 4: Frühzeitige Auseinandersetzung mit dem Thema Ablösung in der Familie

Indikatoren zu Variable 4

- mit dem Kind über das Thema sprechen
- mit dem Partner über das Thema sprechen
- mit den anderen Geschwistern über das Thema sprechen
- sich bewusst machen, dass es zur Entwicklung dazugehört
- Einbezug externer und interner Bezugspersonen
- Auszug als Normalität

Variable 5: Auseinandersetzung mit den Gründen für einen Umzug in eine sozialpädagogische Institution

Indikatoren zu Variable 5

- zu grosse Belastung
- Veränderung der Beziehung zum Kind
- Veränderung der Beziehung unter den Geschwistern

Variable 6: Der Stand der Geschwister eines Kindes mit geistiger Behinderung

Indikatoren zu Variable 6

- Benachteiligung
- Rollenverteilung wird verändert
- Schuldgefühle entstehen

Variable 7: Den Auszug als normalen Entwicklungsschritt akzeptieren

Indikatoren zu Variable 7

- dem Sohn/der Tochter weiterhin Unterstützung bieten
- Freiraum bieten
- sich ablösen
- Akzeptanz von Entscheidungen

3.3 Hypothese 2 - Aktive Teilnahme der Eltern am Ablösungsprozess

Eltern erleben es als unterstützend, wenn sie aktiv im Ablösungsprozess ihres Kindes teilnehmen können.

3.4 Variablen und Indikatoren zur Hypothese 2

Variable 8: Offene und transparente Kommunikation zwischen Fachpersonen und Eltern

Indikatoren zu Variable 8

- Wissen und Erfahrungen der Eltern miteinbeziehen
- Eltern ernst nehmen und als Experten ihrer Kinder wahrnehmen
- auf Ängste und Sorgen eingehen und Raum dafür schaffen
- Ehrlichkeit gegenüber Eltern

Variable 9: Im Prozess der Ablösung Hilfe suchen / annehmen / Selbsthilfemethoden aneignen

Indikatoren zu Variable 9

- Hilfe von Fachpersonen annehmen
- Hilfe bei der Institution suchen
- Selbsthilfe durch Ablenkung
- Selbsthilfegruppe aufsuchen
- Bewältigungsstrategien

Variable 10: Individuelle Anpassung an die Bedürfnisse des Klienten und dessen Eltern

Indikatoren zu Variable 10

- langsame Eingewöhnung in die Wohngruppe
- telefonischer Kontakt nach Bedarf
- Besuche seitens der Eltern in der Wohngruppe
- Aufstockung der Nächte

IV Methodik

Zu Beginn des methodischen Teils beschreibe ich mein Vorgehen während der Forschung. Im Anschluss argumentiere ich die Wahl der geeigneten Forschungsmethode für meine Diplomarbeit. In einem weiteren Punkt erläutere ich verschiedene Informationen zu den Interviews. Ich gehe darauf ein, wie ich mein Forschungsinstrument entwickelt habe und wie ich meine Interviewpartner gefunden habe. Ausserdem werden in diesem Kapitel das Untersuchungsfeld und dessen Kriterien beschrieben. Den Schluss dieses Kapitels bildet die Auseinandersetzung mit den ethischen Aspekten.

1. Forschungsvorgehen

Am Anfang meiner Arbeit habe ich mich mit dem Thema „Ablösung“ und „geistige Behinderung“ befasst. Die Informationen entnahm ich aus dem Internet, aus Büchern und Facharbeiten. Während der Recherche zeigten sich Themen, die mich mehr oder auch weniger interessierten und auch mehr oder weniger zum Thema, das ich gewählt hatte, passten. Demzufolge schränkte ich die konsultierte Literatur ein. In der Folge formulierte ich die Forschungsfrage, die Hypothesen und die Ziele. Auch arbeitete ich so Theorien und Konzepte heraus, die meine Projektarbeit bildeten.

Nachdem das Projekt angenommen wurde, verfasste ich den Theorieteil und brachte Korrekturen an. Im Anschluss daran erstellte ich den Leitfaden und die Anfrage für das Expertengespräch. Telefonisch fragte ich dann Frau Paula Schmid von der Stiftung emera an, ob sie bereit wäre, das Expertengespräch mit mir zu führen. Nach Einwilligung ihrerseits mailte ich Frau Schmid meinen Theorieteil und die Anfrage für das Expertengespräch. Nach einem gelungenen Interview brachte ich Ergänzungen am Theorieteil an und schrieb diesen zu Ende. Nun verfasste ich die Anfrage und den Leitfaden für die Interviews mit den Elternteilen. Frau Beatrice Martig von insieme Oberwallis schrieb zehn Elternteile an, die meine Kriterien erfüllten. Vier meldeten sich bei mir, mit ihnen führte ich dann die Interviews. Alle waren sehr informativ und die Elternteile waren mir gegenüber sehr offen. Danach transkribierte ich alle vier Interviews, wobei ich auf verschiedene Aussagen stiess, mit denen ich vor der Durchführung der Interviews nicht gerechnet hatte. Diese beachtete ich bei den Indikatoren und Variablen und nahm diese neu auf. Nun begann ich mit der Datenanalyse und erstellte das Auswertungsraster (Anhang 7).

Nachdem ich die Datenanalyse abgeschlossen hatte, erstellte ich die Synthese. Hier verglich ich meine Resultate mit dem theoretischen Rahmen. Ich tätigte einige wenige Änderungen an meiner Theorie. Sie gründeten auf dem Lesen von Literatur im Internet und in Büchern. Jetzt konnte ich die beiden Hypothesen mit dem Theorieteil vergleichen und feststellen, ob die Hypothesen in diesem Kontext mehrheitlich richtig oder falsch sind. Dies hing auch davon ab, wie die Aussagen der Elternteile in den Interviews waren. Durch die Mehrheit der gemachten Aussagen konnten die Hypothesen bestätigt oder abgelehnt werden.

Als letzten Teil meiner Arbeit verfasste ich den Schlussteil. Dieser setzt sich aus folgenden Punkten zusammen: Weiterführende Fragestellungen, Perspektiven und Handlungsvorschläge für die Praxis, Stellungnahme zur Forschungsfrage und zu den Forschungszielen und eine persönliche und technische Bilanz meiner Bachelorarbeit.

2. Argumentation der gewählten Forschungsmethode

Laut Przyborski und Wohlrab-Sahr (2014, 126ff) ist die Methode des Leitfadeninterviews dann angebracht, wenn eine spezielle Fragestellung zu behandeln ist. Auch ist die Wahl dieser Form angebracht, wenn nur bestimmte Themen eines grossen Aspektes behandelt werden. Im Vorfeld wird also ein inhaltlich vorstrukturierter Leitfaden erstellt, der den Interviewten vorweg nicht aufgezeigt wird.

Ich führte mit vier Elternteilen, die mindestens ein Kind mit einer geistigen Behinderung haben, ein Leitfadeninterview durch. Im Vorfeld erstellte ich den Interviewleitfaden, den ich bei der Befragung der Elternteile brauchte und der dem Interview eine Struktur gab. Wenn mich etwas besonders interessierte, konnte ich nachfragen und auf gewisse Themen genauer eingehen. Die Methode des Leitfadeninterviews habe ich deshalb gewählt, damit ich spezifisch auf Fragen eingehen konnte, die mit meinem Theorieteil im Zusammenhang stehen.

Vorteile des Leitfadeninterviews

- Auf spezifische Fragen kann eingegangen werden.
- Bei Unklarheiten kann nachgefragt werden.
- Durch das Face-to-Face-Interview wird ein Einblick in die Familie und die Umgebung gewährt.
- Emotionale und nonverbale Ausdrucksweisen sind sichtbar.

Nachteile des Leitfadeninterviews

- Die Interviewten werden durch den Leitfaden in eine bestimmte Richtung gelenkt.
- Durch die Face-to-Face-Situation kann ein gewisser Druck seitens der befragten Personen entstehen. Die Antworten können so anders ausfallen.

Das Leitfadeninterview ist der ideale Weg, um mit den Elternteilen über die Ablösung zu sprechen. Da der Ablösungsprozess ein sehr weitgefächertes Thema ist, kann ich nur auf die für meine Arbeit wichtigen Teile davon eingehen. Die gewählte Methode gibt mir die Möglichkeit, auf die Eltern einzugehen und Vertrauen aufzubauen. Dies ermöglicht ihnen, Barrieren abzubauen und offen auch über intime Situationen zu sprechen. Im Zusammenhang mit dem Thema meiner Arbeit ist es unumgänglich, auch auf etwas intimere Aspekte einzugehen.

3. Die Interviews

Den Leitfaden habe ich in Bezug auf den Theorieteil, die Fragenstellung und die Hypothesen erarbeitet. Dieser wurde den Elternteilen im Voraus nicht ausgehändigt, damit sie im Interview freier von der Situation erzählen konnten. Ich wies lediglich darauf hin, dass ich sie befragen wolle, wie sie das Thema der Ablösung mit ihrem Kind mit geistiger Behinderung erlebt haben.

Den Leitfaden habe ich in folgende drei Teile gegliedert:

- Vor dem Auszug

- Während dem Auszug
- Nach dem Auszug und jetzige Situation

Das Interview beginnt mit einer einleitenden Frage über die Biografie der Tochter oder des Sohnes. Es wird mit der Frage, was die Interviewten anderen Eltern raten würden, abgerundet. Zum Schluss habe ich die Frage nach der Gründung einer Selbsthilfegruppe im Oberwallis hinzugefügt. Diese letzte Frage fügte ich nach dem Expertengespräch mit Frau Paula Schmid dem Interviewleitfaden an.

Alle Interviews hielt ich mit einem Aufnahmegerät fest und wies die Eltern vor Beginn des Gesprächs darauf hin. Alle Interviews dauerten etwa 45 Minuten. Dadurch, dass die Interviews aufgenommen wurden, entfiel die Schreibarbeit und der Interviewer konnte sich voll und ganz auf die Antworten der Interviewpartner konzentrieren.

Es war für mich eine neue Erfahrung, mit Menschen, die ich gar nicht kannte, ein längeres Gespräch zu führen. Auch war es für mich speziell und etwas sonderbar, mit diesen Menschen über sehr intime Situationen zu sprechen. Auch gab es Störfaktoren in den Gesprächen, wie die Anwesenheit der Tochter, Heimkehr der Kinder von der Schule und Heimkehr des Ehegatten. Diese Faktoren unterbrachen das Interview für eine Weile, jedoch konnte durch die gemachte Aufnahme der Faden schnell wieder gefunden werden.

An dieser Stelle möchte ich mich für die Offenheit der Interviewpartnerinnen herzlich bedanken.

4. Entwicklung des Instrumentes

Nachdem ich den Theorieteil geschrieben hatte, kristallisierten sich Indikatoren heraus, die wichtig für die Interviews waren. Auch halfen mir die Forschungsfrage und die Hypothesen, die Variablen und Indikatoren, den Leitfaden auszuarbeiten. Nach dem Expertengespräch (Anhang 2) mit Frau Paula Schmid hatte ich weitere grundlegende Informationen erhalten, die ich in den Leitfaden für die Befragungen der Interviewpartner integrieren konnte. Den Leitfaden (Anhang 4) sandte ich dann an Frau Lucie Kniel-Fux, Begleitdozentin meiner Bachelorarbeit, die ihn für mich korrigierte und einige Änderungen vorschlug. Die überarbeitete Version nahm ich dann für die Interviews mit den Elternteilen zur Hand. Da ich bereits ein Probeinterview mit einer Mutter einer Tochter mit geistiger Behinderung durchgeführt hatte, wusste ich, auf was ich dann in den „richtigen“ Interviews achten sollte. Das waren folgende Punkte:

- Stetige Konzentration auf die Antworten der befragten Elternteile
- So gut wie möglich die Reihenfolge des Leitfadens einhalten.
- Notizen machen, wenn noch Fragen offen waren.
- Von Vorteil ist es, wenn der Interviewte und deren Sohn/Tochter im Vorfeld nicht gekannt werden. So sind keine Bilder oder eventuelle Vorurteile vorhanden. Eine neutrale Haltung ist so einfacher zu garantieren.

Das Probeinterview war ein wichtiger Teil und eine gute Vorbereitung für die kommenden Interviews.

5. Das Untersuchungsfeld

Das Untersuchungsfeld meiner Arbeit bildeten vier Elternteile (Mutter oder Vater), die mindestens ein Kind mit einer geistigen Behinderung haben. Eines dieser Kinder hat den Auszug aus der Familie und den Einzug in eine sozialpädagogische Institution ganz oder teilweise hinter sich. Der junge Erwachsene geht nicht mehr zur Schule und ist daher im ersten oder zweiten Arbeitsmarkt tätig.

„Eltern sind die Experten ihrer Kinder“. Dieser Satz blieb mir aus dem Modul E8-2 „Entwicklungsstörungen“ mit Julian Vomsattel. Das war mit ein Grund, weshalb ich Eltern als Interviewpartner wählte. Es war für mich wichtig, die Sicht der Eltern wahrzunehmen und mich nicht immer nur auf jene der Fachleute und Klienten zu fokussieren. Das Untersuchungsfeld erstreckt sich auf Eltern, deren Kinder zwischen 20 und 30 Jahre alt sind. Meine Überlegung dahinter war, dass diese Elternteile den Auszug ihrer Kinder von zu Hause in eine sozialpädagogische Institution erst vor kurzer Zeit erlebten und der Prozess gerade recht präsent ist.

Ein weiteres Kriterium war, dass die Tochter bzw. der Sohn zum Zeitpunkt des Interviews bereits im Arbeitsmarkt tätig ist. Der Grund dafür war, dass auch der Wechsel von der Schule in den Arbeitsmarkt ein wichtiger und grosser Schritt ist und meistens mit dem Auszug von zu Hause in eine sozialpädagogische Institution einhergeht. Damit verknüpft sich ein weiteres Kriterium: der Sohn / die Tochter sollte bereits ausgezogen sein. Wichtig ist mir dabei, dass die Eltern mitten im Prozess sind oder ihn schon durchlebt haben. Nicht von Bedeutung war für mich, wie viele Nächte der Sohn oder die Tochter bereits auswärts schlief. Dieses Kriterium empfand ich als weniger relevant für das Aussuchen der Interviewpartner.

Bei meiner Untersuchung begrenze ich mich aus sprachlichen und zeitlichen Gründen auf den deutschsprachigen Teil des Wallis und die Institution „insieme Oberwallis“. Die Interviews vom Französischen ins Deutsche zu übersetzen, hätte den Rahmen dieser Arbeit gesprengt.

6. Verfahren zur Gewinnung der Interviewpartner

Um meine Interviewpartner zu finden, bin ich folgendermassen vorgegangen: In einem ersten Schritt fragte ich Frau Beatrice Martig, Leiterin des Bereichs Wohnen bei „insieme Oberwallis“ an, ob sie für mich Elternteile aussuchen kann, deren Kinder bei „insieme Oberwallis“ sind und meinen Kriterien entsprechen. Sie sagte mir ihre Unterstützung zu und schrieb zehn Elternteile brieflich an. Vier davon meldeten sich bei mir telefonisch und ich machte mit ihnen einen Termin ab für das Interview. Ich war sehr erfreut, dass das Interesse seitens der Eltern gegenüber meinem Thema gross war. Auch waren sie offen gegenüber meinen Fragen und nahmen sich Zeit, mich in meiner Bachelorarbeit zu unterstützen.

7. Ethische Aspekte

Ein wichtiges Thema im Zusammenhang mit dem ethischen Aspekt ist, die Anonymität der Interviewpartner und ihrer Kinder zu wahren. Diesbezüglich wies ich jeden Elternteil vor dem Interview darauf hin, dass sie keinen Namen nennen sollen und auch der Wohnort anonym bleiben soll. Es kam jedoch ein paar Mal im Gespräch vor, dass ein Elternteil den Namen seiner Tochter oder seines Sohnes nannte. Ich ersetzte in der Transkription die genannten Namen oder Orte durch Buchstaben.

In der Anfrage (Anhang 3) für die Interviewpartner stellte ich mich kurz vor und beschrieb das Thema meiner Bachelorarbeit. Den Leitfaden sendete ich keinem der Elternteile. So wussten sie anhand des Anfragebriefes, in welche Richtung das Interview gehen wird, jedoch nicht die genauen Fragen. So erzielte ich eine gewisse Spontanität im Interview. Alle Elternteile hatten somit dieselben Voraussetzungen in Bezug auf Vorinformationen zum Interview.

Im Zusammenhang mit dem Thema meiner Bachelorarbeit ging ich auch auf intimere Fragen, wie Beziehung zwischen Eltern und Kind, Beziehung zwischen den Geschwistern, Biografie des Kindes mit geistiger Behinderung etc., ein. Vor dem Interview informierte ich die Eltern, dass das gesamte Interview nur von mir gehört wird. Teile davon würde ich eventuell für die Präsentation herausnehmen. Dabei würde ich darauf achten, dass diese Teile keine intimen Informationen enthalten. Auch teilte ich vor Beginn des Interviews mit, dass sie gewisse Fragen, die ihnen zu nahe gehen würden, auch verneinen und nicht beantworten müssten, jedoch gäbe es für ihre Antworten kein Richtig oder Falsch – die Antworten würden nicht gewertet.

Beim Anschreiben der Interviewpartner habe ich nur Eltern berücksichtigt, deren Sohn oder Tochter bei „insieme Oberwallis“ Klient/in ist. Aus zeitlichen Gründen und aufgrund der Nähe zu der Institution entschied ich mich, diesen Weg zu gehen. Mir war absolut bewusst, dass ich in ein Spannungsfeld zwischen der Institution und den Aussagen der Eltern geraten kann. Jedoch wies ich vor jedem Interview darauf hin, dass auch weniger positive Informationen erläutert werden dürfen, obwohl ich bei „insieme Oberwallis“ arbeite. Ich versicherte Ihnen absolute Anonymität.

V Datenanalyse

Im Zuge der Analyse der Interviews werde ich die für meine Arbeit wichtigen Informationen herausnehmen und auswerten. Die Interviews habe ich mit vier Elternteilen von mindestens einem Kind mit geistiger Behinderung geführt. Dafür habe ich die Methode des Leitfadeninterviews gewählt. Die Befragungen wurden im Dialekt geführt und bei der Transkription ins Hochdeutsche übersetzt. Aufgrund des Datenschutzes werden die Namen, Wohn- und Arbeitsorte nicht bekannt gegeben.

Da der Umfang und die Zeit der Forschungsarbeit begrenzt sind, wurden nur vier Interviews geführt. Dadurch sind die gewonnenen Resultate der Datenanalyse nicht repräsentativ und demzufolge nicht auf alle Familien mit einem Kind mit Behinderung anwendbar. Weiter fehlen mir viele wichtige Kompetenzen und eine entsprechende Ausbildung, um eine professionelle wissenschaftliche Forschungsarbeit zu verfassen, die den Anforderungen der Forschung entspricht. Mir ist bewusst, dass meine individuellen Eindrücke und die der befragten Elternteile in die Forschungsarbeit miteinfließen.

Die Theorien, die gewonnenen Daten und Interpretationen geben einen Einblick in den Prozess der Ablösung eines Menschen mit einer Behinderung aus Sicht der Eltern. Meine Forschungsarbeit erhebt weder den Anspruch auf Vollständigkeit noch auf wissenschaftlich fundierte Ergebnisse.

1. Methode zur Auswertung der Interviews

Die Auswertung der Interviews werde ich mittels qualitativer Inhaltsanalyse nach Mayring durchführen. Die Grundformen werden nach Mayring (1996, 91ff) in drei Gruppen eingeteilt: Strukturierung, Zusammenfassung und Explikation. Diesbezüglich entschied ich mich für die Strukturierung, die darauf abzielt, wichtige Faktoren aus den Interviews heraus zu selektieren. Im Vorfeld werden bestimmte Merkmale festgelegt oder eingeschätzt. Um die Textteile in die Kategoriensysteme einzuordnen, bewährt sich die folgende Methode:

- Definition der Kategorie: Nur definierte Stellen des Interviews werden in das Kategoriensystem eingeteilt. Diese werden im Vorfeld bestimmt.
- Ankerbeispiele: Jede Kategorie erhält ein ausgesuchtes konkretes Beispiel aus dem Text. Somit wird genau erkannt, welche Funktion die entsprechende Kategorie erfüllt.
- Kodierregeln: Bei Überschneidungen von Kategorien werden Regeln definiert, welche es ermöglichen, genaue Abgrenzungen zu tätigen.

Die Analyse erfolgt in zwei Arbeitsschritten. Beim ersten Durchgang werden die Kategorien erprobt und eventuell abgeändert. Beim zweiten Durchlauf werden Stellen des Textes, die in die jeweilige Kategorie passen, markiert. Dies kann am Seitenrand mit Nummern oder direkt im Text mit verschiedenen Farben erfolgen. In Abbildung 3 wird visuell dargestellt, wie die strukturierende qualitative Inhaltsanalyse funktioniert:

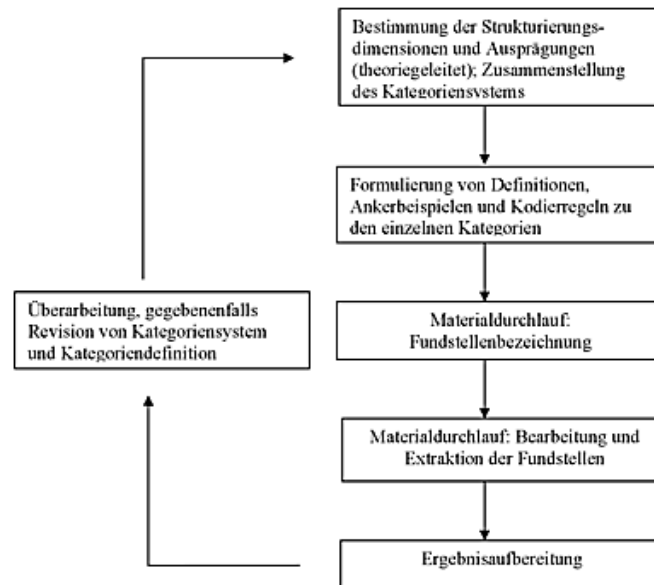


Abb. 3: Ablaufmodell strukturierender qualitativer Inhaltsanalyse
(Mayring, 1996, 96)

Diese Methode scheint mir für meine Auswertung optimal, da ich so auf wichtige Aussagen der Eltern unter Beachtung der Kriterien (Variablen) eingehen kann. Somit erhalte ich am Schluss eine Auflistung der genannten Faktoren und kann sie miteinander vergleichen.

2. Beschreibung des familiären und persönlichen Kontextes der Interviewpartner

Interviewpartnerin D / Sohn A

Bei der Befragten D handelt es sich um die Mutter von drei Kindern. Der mittlere Sohn (A) ist 21-jährig und hat eine geistige Behinderung. Bei der Geburt wurde keine Beeinträchtigung diagnostiziert. Erst später aufgrund von Entwicklungsverzögerungen wurde bemerkt, dass etwas nicht stimmt. Im Alter von 18 Jahren wurde das Asperger-Syndrom diagnostiziert. Für die Mutter ist ihr Ehemann eine grosse Unterstützung, der ihr immer zur Seite steht und ihr den Rücken stärkt. Beide Brüder haben mittlerweile eine sehr gute Beziehung zu A. Mit 9 Jahren schlief A zum ersten Mal auswärts. Nun ist er während der Woche in einer Wohngruppe und an den Wochenenden zu Hause.

Interviewpartnerin E / Sohn V

Die Interviewte E hat drei Kinder, wobei eines (V) eine geistige und körperliche Behinderung hat. V ist 22-jährig und hatte angeborene Deformationen. Dadurch musste er viele Spitalaufenthalte und Operationen über sich ergehen lassen. V ist stark in die Familie integriert. Die beiden anderen Kinder und die Eltern haben eine offene und positive Beziehung zu V. Ab dem 11. Lebensjahr hat er einmal wöchentlich im Schulinternat über-

nachtet. Momentan wohnt er einmal wöchentlich und ab und zu an den Wochenenden in der Wohngruppe.

Interviewpartnerin Z / Tochter L

Interviewpartnerin Z hat drei Kinder. Die mittlere Tochter (L) war eine Frühgeburt und wurde per Kaiserschnitt geboren. Durch Entwicklungsverzögerungen wurde eine geistige und körperliche Beeinträchtigung diagnostiziert. Z hat noch zwei andere Söhne. Einer ist drei Jahre jünger und der andere zwei Jahre älter als L. L ist momentan während zweier Tage pro Woche in einer Wohngruppe.

Interviewpartnerin S / Söhne B und T

S ist eine Mutter von vier Kindern. Zwei ihrer Kinder haben eine geistige Behinderung. Der Vater ist vor einigen Jahren verstorben. S ist daher alleinerziehend. B ist der ältere der beiden Söhne mit geistiger Behinderung. Die beiden gesunden Geschwister sind älter als B und T. Trotz des Schicksals der Familie wirken alle auf mich optimistisch und zuversichtlich. Der Zusammenhalt der Familie ist grossartig. Ich fühle mich sehr wohl bei diesem Interview. S hat bei mir einen erheblichen Eindruck hinterlassen. Ich habe einen immensen Respekt vor S, ihrer positiven Lebenseinstellung und ihrem organisierten Management der Familie. B und T blieben am Anfang manchmal mittwochs in der Wohngruppe. Später blieb B während des Besuchs der Heilpädagogischen Schule an zwei Nächten in der Wohngruppe. B und T durften dann das Angebot der Wochenendaufenthalts im Schulinternat nutzen. Sie schliefen somit einmal im Monat am Wochenende in einer Wohngruppe. Mit 16 Jahren war T die ganze Woche in der Wohngruppe und kam an den Wochenenden nach Hause. Momentan ist T während zweier Tage und manchmal während der Wochenenden in einer Wohngruppe.

3. Ergebnisse der Auswertung

3.1 Hypothese 1

Für Eltern ist es sehr hilfreich, wenn sie sich frühzeitig auf den Prozess der Ablösung ihres Kindes vorbereiten.

Variable: Auseinandersetzung mit der Bindung zum Kind mit einer Behinderung

Alle Interviewpartnerinnen (D, E, Z, S) haben angegeben, dass sie zu ihrem Kind mit einer geistigen Behinderung eine intensivere Bindung und stärkere Beziehung hatten als zu den anderen Kindern. Auch haben alle angegeben, dass die Tochter / der Sohn mit einer geistigen Behinderung mehr Zeit und Pflege brauchte als die gesunden Geschwister und somit die Mütter mehr Zeit mit ihnen verbrachten als mit den anderen.

Z: „Ja, man hat schon die stärkere Beziehung. Wenn sie etwas hatte, hat man das einfach gespürt. Man ist einfach sensibler. Die anderen konnten sich ja besser ausdrücken. Man hat viel eine grössere Bindung. Das andere ist der Lebenslauf, durch die Schule und so löst man sich schon mehr.“ (Z. 43f.)

Interviewpartnerin E hat erläutert, dass sie ihren Sohn immer wieder wegen Operationen ins Spital geben mussten. Somit waren die Eltern rund um die Uhr bei ihrem Sohn. Wegen seiner Behinderung brauchte er die Anwesenheit der Eltern im Spital. Seitens der Mutter hat dies die Bindung zum Sohn noch mehr gestärkt.

E: „Und von der Bindung her; weil er immer auswärts ins Spital musste, war man halt Tag und Nacht bei ihm. Man schläft dann auch da, weil er nicht sprechen kann. Man muss ja da sein. Man hat schon einen anderen Bezug, das kann man schon sagen.“ (Z. 51f.)

Variable: Informationen über das Ausziehen und Ablösen einholen

Drei der vier befragten Mütter (D, E, S) haben angegeben, dass sie es als wichtig empfanden, den Austausch mit Betroffenen zu pflegen und dort Informationen über den Auszug und das Ablösen einzuholen.

E: „Einerseits ist es gut, wenn man den Austausch mit den anderen Eltern hat. Das finde ich wichtig. Man sieht dann, dass diese auch in dieser Lage sind.“ (Z. 289f.)

Eine Befragte (S) hat erläutert, dass sie ab und zu ein Buch gelesen hat, um Informationen über den Auszug und das Ablösen zu erhalten.

S: „Ich habe auch ab und zu ein Buch gelesen.“ (Z. 260)

Interviewpartnerin E findet, dass der direkte Austausch durch das Internet ein wenig verloren geht. Sie hat dennoch erwähnt, dass man auch im Internet wichtige Informationen erhält und der Austausch mit Betroffenen auch dort stattfindet.

E: „Ich denke, durch das Internet ist das ein bisschen verloren gegangen. Dort kann man sich als Eltern sehr viele Informationen holen. Zum Teil findet auch dort ein Austausch statt. Wo die Kinder dieselben Behinderungen haben, wo man hier im Wallis unter Umständen vielleicht alleine ist.“ (Z. 317f.)

Zwei Interviewte (D, E) hätten sich mehr Unterstützung gewünscht, wenn es darum ging, Informationen über das Ausziehen und Ablösen zu erhalten.

E: „Ich selber würde es schon schätzen, mit jemandem zu sprechen. Oder wenn einem mal alles zu viel wird. Andere begreifen das dann nicht. Die können ja auch nicht nachvollziehen, wie das ist. Sie sagen dann, dass er doch den ganzen Tag weg ist und betreut wird. Das stimmt. Aber man steht ja trotzdem jeden Tag auf und muss ihn parat machen. So kleine Dinge, die andere Betroffene verstehen. Oder jetzt, wenn sie in den Erwachsenenbereich gehen. Von aussen sieht das schon so aus, als hätten wir ihn weg. Einfach gesagt. Aber es ist viel mehr dahinter.“ (Z. 325f.)

Variable: Sich im Vorfeld mit sozialpädagogischen Institutionen auseinandersetzen

Alle vier Interviewten (D, E, Z, S) haben sich schon im Vorfeld mit sozialpädagogischen Institutionen auseinandergesetzt. Drei der Befragten (E, Z, S) bekamen Informationen

über die Frühberatung, durch die Heilpädagogische Schule oder vom Personal der Wohngruppe.

Z: „Einfach von insieme aus ging das. Wir sind mit jemandem ganz am Anfang in einem Gespräch zusammengekommen und danach habe ich immer mit dem Personal zusammen-gearbeitet. Einmal hatten sie ‘Tag der offenen Tür’. So konnten alle mal vorbei kommen. Und da war jemand, der die Wohngruppen unter sich hatte und wenn es Probleme geben würde, könnten wir zu ihm kommen.“ (Z. 106f.)

S: „Die Informationen haben wir von der Heilpädagogischen Schule gekriegt. Dann hatten wir eine Informationsveranstaltung. Man konnte die Tagesstätte anschauen gehen.“ (Z. 160f.)

Zwei Mütter (D, S) haben auf die Frage, ob ihr Sohn / ihre Tochter im Vorfeld schnuppern gehen konnte, mit ja geantwortet.

S: „Dann ging er drei oder vier Tage schnuppern. Das war wunderbar. Er konnte sich so ein Bild machen, wie es in etwa abläuft. Dann hatten wir das Auswertungsgespräch. Da hat es geheissen, dass B das schaffen würde. Er könnte kommen. Dann hat er nur sein Einverständnis geben müssen und dann war das für ihn klar. Das er das mitentscheiden konnte, das ist ein grosser Unterschied von B zu T. Das konnte ich teilen. Das andere musste ich selber entscheiden. Dann ist man eher hin- und hergerissen.“ (Z. 249f.)

Zwei Befragte (E, Z) konnten im Vorfeld die Wohngruppen besichtigen. Dies vermittelte ihnen Sicherheit, und das Vertrauen konnte besser aufgebaut werden. Auch gab es ihnen einen Einblick, wo ihr Sohn / ihre Tochter später wohnen wird.

E: „Das andere ist, dass man die verschiedenen Räumlichkeiten anschauen geht. Auch wenn man die Gelegenheit hat, vorher eine Wohngruppe anzuschauen, finde ich das schon gut, damit man sieht, wie der Ablauf ist oder wie sie die Wochenenden verbringen.“ (Z. 292f.)

Z: „Im letzten Jahr der Schulzeit konnte ich einmal die Wohngruppe anschauen gehen. Und die Tagesstätte konnte ich auch anschauen. Da konnte ich mehrere anschauen. Ich hatte das Gefühl, dass ich ein bisschen einen Einblick brauche. Mir hat das gutgetan, dass ich das sehen konnte. Aber Wohngruppe habe ich nur eine angeschaut. Und danach hat sich das dann da ergeben. Das war eine Gruppe, die neu entstanden ist.“ (Z. 115f.)

Bei der Auseinandersetzung mit sozialpädagogischen Institutionen war es für die befragte Mutter E sehr wichtig, dass ihr Sohn im selben Ort arbeiten und wohnen kann. Weiter hat sie erwähnt, dass es wichtig ist, wenn die Strukturen (Piktos etc.) von der Schule im Erwachsenenbereich beibehalten werden.

E: „Ja. Ich habe es eigentlich auch so angestrebt, dass er im selben Ort arbeiten und wohnen kann, wo auch wir wohnen. Dort kennt er die Umgebung und die Leute. Viele kennen ihn auch. So war es für uns auch ein wenig einfacher. Wir waren froh, dass es so geklappt hat.“ (Z. 97f.)

E: „Man hat gesehen, dass es Strukturen gibt, die weiterlaufen und ähnlich sind wie in der Schule. Für ihn persönlich. Wie zum Beispiel die Piktogramme, die man braucht zum Kommunizieren und dieselben verwendet werden wie in der Schule. Das vereinfacht es für ihn. Auch die verschiedenen Hilfsmittel, die in der Schule angeboten werden, werden im Erwachsenenbereich auch weiter benutzt.“ (Z. 108f.)

Drei der vier Interviewpartnerinnen (D, E, S) empfinden die Auswahlmöglichkeiten der Wohngruppen im Oberwallis als zu klein. Für sie wäre es wichtig gewesen, dass man hätte auswählen können.

S: „Nein. Wohngruppe war es einfach so. Wir konnten mit B die Wohngruppe anschauen gehen und dann hatten wir ein Gespräch mit dem Gruppenleiter. Das war gegeben. Auch bei T war es gegeben. Da hat es einfach geheissen, dass es im Ort N noch Platz hat. Aber warum? Weil es so wenige Wohnplätze hat.“ (Z. 184f.)

Variable: Frühzeitige Auseinandersetzung mit dem Thema der Ablösung in der Familie

Drei (E, Z, S) von den vier Befragten finden es sehr wichtig, dass der Ablösungsprozess schrittweise stattfindet. Ebenfalls von grosser Bedeutung ist für sie, dass man sich schon früh mit der Ablösung und dem Auszug beschäftigt. Weiter haben sie im Interview beschrieben, wie man sich schon vor dem Erwachsenenbereich mit der Ablösung auseinandergesetzt hat und dies auch praktizierte.

E: „Man überlegt ja schon früh über die Zukunft. Ich rate eigentlich allen, wenn es geht, früh mit der Ablösung zu beginnen. Durch Eingewöhnen, irgendwo in einer Institution zu übernachten. Auch mit anderen zusammen zu sein, auch mal aus der Familie heraus.“ (Z. 145f.)

S: „Für mich war der Übertritt von der Schule in den Erwachsenenbereich nicht so schlimm, weil ich das schon ganz früh gemacht habe.“ (Z. 163f.)

Z: „Dann war die Anmeldung zur Frühberatung. Dann ist sie hier in den Kindergarten gegangen. Am Anfang habe ich sie hingebacht und bin da geblieben, weil es die Begleitung durch einen Heilpädagogen noch nicht gegeben hat. Wir sind gerade in diese Phase gekommen. Dann haben sie mit Begleitung angefangen. Da ist jemand von der Heilpädagogischen Schule gekommen. Da war sie immer einen halben Tag. Im gleichen Zeitraum ist sie während zwei Tagen in die Heilpädagogische Schule gegangen. Immer am Morgen gegangen und am Abend zurückgekommen. Man hat ja gesehen, dass die normale Schule für sie nichts gewesen wäre. Dann hat man das in der Heilpädagogischen Schule aufgebaut: drei Tage und dann vier und auf einmal ging sie jeden Tag.“ (Z. 29f.)

Drei (D, E, Z) haben sich und ihren Sohn / ihre Tochter auf den Prozess der Ablösung mittels Einsetzung anderer Bezugspersonen vorbereitet. Zum einen waren es Bezugspersonen aus der Verwandtschaft, zum anderen externe, wie die Physiotherapeutin oder die Kindergärtnerin.

E: „Natürlich die Grosseltern, die waren immer bereit, nach ihm zu schauen und haben ihn auch zu sich nach Hause genommen zum Übernachten. Zu ihnen hat er einen sehr guten

Bezug. Und auch zu Pate und Patin, einfach zur Verwandtschaft, die ihn sehr schätzt und gern hat. Und auch jetzt immer noch bereit sind.“ (Z. 56f.)

Z: „Die Frühberatung und auch bei der Physiotherapie und im Kindergarten die Kindergärtnerin.“ (Z. 59f.)

S: „Gewöhnlich während 14 Tagen hatte ich eine Praktikantin von Pro Juventute. Das war sehr wertvoll.“ (Z. 63f.)

Mutter E hat sich mit ihrem Mann auf den Ablösungsprozess vorbereitet. Weiter hat sie sich auch mit der Beibehaltung der Selbstständigkeit ihres Sohnes beschäftigt. Ein anderer wichtiger Punkt für sie ist, dass man als Eltern auch das Recht darauf hat, das eigene Leben nach dem Auszug der Kinder zu leben. Jedoch findet sie, dass die Eltern eine gewisse Sicherheit haben müssen, um diesen Schritt zu vollziehen, damit sie sich später nicht mit Schuldgefühlen plagen müssen.

D: „Mein Mann und ich haben von Anfang an beschlossen, dass er in eine Wohngruppe wohnen geht. Wir wollten es nicht anders probieren. Seine Selbstständigkeit, die er gewonnen hat, dadurch, dass er früh schon auswärts schlief, wollten wir beibehalten.“ (Z. 87f.)

D: „Ein Stück weit das eigene Leben auch zu leben. Dann ist häufig der Schritt des Loslassens der nächste. Aber sie müssen selber zuerst gesichert sein, bevor sie loslassen können. Weil sonst müssen sie mit Schuldgefühlen loslassen, und das hilft ihnen auch nicht.“ (Z. 242f.)

Die Interviewpartnerin E beschreibt, dass es schwierig ist, sich vom Sohn / der Tochter mit einer geistigen Behinderung zu lösen, da sie sich selber nicht von den Eltern löst.

E: „Er löst sich auch nicht so von mir, er kann es ja auch nicht. Das ist das Schwierige.“ (Z. 41f.)

Variable: Auseinandersetzung mit den Gründen des Umzugs in eine sozialpädagogische Institution

Für alle vier Interviewten (D, E, Z, S) war einer der Gründe des Auszugs des Sohnes / der Tochter mit geistiger Behinderung die Belastung. Sie haben auch erwähnt, dass sie selber Bedürfnisse haben und diese vormals zurückgesteckt werden mussten, weil das Kind mit geistiger Behinderung sie andauernd gebraucht hat. Sie sehen den Einzug in eine sozialpädagogische Wohngruppe als Entlastung für sie und die Familie.

D: „Es war auch die Distanz. Aber das andere war, dass es uns wahnsinnig gebraucht hat. Vor allem morgens und abends. Ich hatte noch zwei andere Kinder und einen Ehemann. Irgendwann muss man einfach sagen: ‚jetzt ist genug‘. Es ging einfach nicht mehr.“ (Z. 66f.)

E: „Ich denke, auch selber hat man das Bedürfnis, wieder anderes zu machen oder an irgend einem Abend irgendwo hinzugehen, ohne dass man schauen muss, dass jemand auf ihn aufpasst.“ (Z. 221f.)

S: „Aber eben, ich musste mich schon so früh damit auseinandersetzen. Ich habe immer gesagt: ‚Ich würde das nie alleine schaffen‘. Ich hätte das nie alleine geschafft, das wäre nicht gegangen. Oder wir wären alle am Limit, und das bringt niemandem etwas.“ (Z. 294f.)

Z: „Ja, es ist eine ziemliche Belastung. Man kann ja nicht nur die Belastung sehen, aber man lebt einfach so. Alles wird so programmiert und auf sie angepasst. Oftmals macht man einfach und sagt: ‚Das ist jetzt einfach so‘. Wissen Sie, was ich meine? Und dann stört einen das gar nicht. Aber wenn man manchmal gefragt wird, dann weiss ich schon, dass man das Leben auf das richtet.“ (Z. 63f.)

Drei (D, E, S) der vier befragten Mütter erwähnten als Grund die Familie. Einerseits als Schutz der Geschwister, andererseits wollten sie nicht, dass die Geschwister später für ihren Bruder / ihre Schwester mit geistiger Behinderung verantwortlich wären. Eine Interviewte (D) hat erläutert, dass sie nicht bereit gewesen wäre, ihre Ehe zu opfern. Es war eine enorme Belastung für die Familie und somit entschieden sie sich für den Einzug ihres Sohnes in eine Wohngruppe.

D: „Was uns weiter dazu bewogen hat, ihn intern wohnen zu lassen, war das Verhalten der beiden anderen Geschwister, wie die beiden mit ihrem Bruder umgegangen sind. Einer der beiden hat sich sehr zurückgezogen und sich schuldig gefühlt, was nicht gesund ist. Der Jüngere hat gemeint, er müsse uns bei der Erziehung helfen. Er hat sich immer verantwortlich gefühlt. Sie konnten nicht mehr ihre Rolle als Bruder und Kind einnehmen.“ (Z. 70f.)

D: „Wir mussten auch uns und unsere anderen Kinder schützen. Es ging heftig zu und her, wenn er ausgerastet ist. Darum ist das von unserer Seite so gewünscht worden.“ (Z. 95f.)

D: „Und irgendwann kannst du nicht mehr. Und wofür ich nicht bereit gewesen bin, war, den Rest der Familie oder die Ehe zu opfern für ihn. Das ist das andre. Man sieht so viele Ehen, die kaputt gehen. Und die anderen beiden Söhne, wenn ich gemerkt habe, wie sie reagieren auf ihn, als ich gemerkt habe, dass das nicht mehr gesund ist, wusste ich, dass man eine Entscheidung fällen muss. Und ich denke, wir würden es wieder so machen. Und wenn ich jetzt sehe, wie sie ihn in die Familie integrieren und wie er sich wohlfühlt...und wie A sowie die beiden anderen sich wohlfühlen, dann war es richtig.“ (Z. 188f.)

E: „Irgendwann wird ja der Moment da sein, wo sie irgendwo anders wohnen gehen müssen. Ich würde auch nicht wollen, dass die anderen Geschwister nach ihm sehen müssen.“ (Z. 151f.)

S: „Mich hat gedünkt, dass H (die Älteste) nie etwas dergleichen getan hat. Aber sie hat sehr gelitten. D war sehr aggressiv. Nicht gegen sie, aber gegen die allgemeine Situation. Das hat man sehr gemerkt. Das war nicht immer rosig. Ich habe immer probiert, untereinander zu vermitteln. Es war aber nicht immer einfach. B mochte es nicht, wenn es laut war und wenn die beiden Älteren gestritten haben, hat B gemeckert. Es war nicht immer ein einfaches Klima. Vor allem auch bei Tisch oder wenn Hausaufgaben zu machen waren. H war selbstständig und D hat Hilfe gebraucht.“ (Z. 55f.)

Zwei (Z, S) der vier Interviewpartnerinnen haben sich auch Gedanken darüber gemacht, was sein würde, wenn ihnen etwas zustösst und sie nicht mehr für ihre Tochter / ihren Sohn sorgen könnten. Somit war das ein weiterer Grund für den Auszug von zu Hause.

Z: „Das ist das, was man als Eltern immer im Hinterkopf hat. Was ist, wenn ich einmal etwas habe? Darum hatte ich das Gefühl, dass wir so ein bisschen mit der Wohngruppe anfangen. Damit sie auch einen gewissen Abstand hat. Das war auch ein bisschen der Sinn.“ (Z. 227f.)

S: „Ich habe so viele Male gedacht, wenn mit mir etwas ist, was passiert dann mit T? Das ist nicht dasselbe, wenn sie irgendwo in einer Wohngruppe sind. Sobald ich wusste, dass T einen Wohnplatz hat, fiel mir ein Stein vom Herzen.“ (Z. 167f.)

Die Interviewpartnerin Z hat angegeben, dass einer der Gründe des Auszugs im Verhalten des Kindes mit geistiger Behinderung liegen kann. Das Verhalten kann sich wie in ihrem Beispiel durch Befehlen seitens des Kindes mit geistiger Behinderung äussern.

Z: „Ich habe einmal eine Frau getroffen, wo ich überrascht war. Sie hat mir gesagt, dass sie schaut, dass sie ihre Tochter eine Nacht in die Wohngruppe geben kann, weil es nun so weit ist, dass sie ihnen mehr befiehlt, als sie ihr. Das sind schon so Sachen, wo man ein bisschen aufpassen muss. Sie befahlen einem. Das sehe ich mit meiner Tochter auch.“ (Z. 260f.)

Auf die Frage, was der Grund sein kann, weshalb man an einen Auszug denkt, hat Interviewpartnerin D geantwortet, dass der Ort zwischen Schule oder Arbeitsort und dem Wohnort der Familie von der Distanz her zum Problem werden kann.

D: „Die Zeit, wo er zwischen der Schule und hier zu Hause hin- und hergefahren ist, dieses Switchen war immer schwierig.“ (Z. 45f.)

Variable: Den Auszug als normalen Entwicklungsschritt akzeptieren

Drei der vier befragten Interviewpartnerinnen (D, E, Z) erklären, dass der Auszug ein langer Prozess ist und nicht von heute auf morgen stattfindet. Man solle damit früh beginnen und dann langsam aufstocken. Auch merken sie an, dass es negativ sein kann, wenn man das Kind zu spät von zu Hause ausziehen lässt. Weiter wird erläutert, dass das Kind weniger die Möglichkeit hat, selbstständig zu werden, wenn man ihm nicht die Chance gibt, sich zu lösen.

D: „Ich finde, sie sollen auch eine Chance bekommen, um ein Stück weit selbstständig und erwachsen zu werden. Die haben sie nicht, wenn sie immer zu Hause sind. Als Eltern beschützt du das Kind einfach und bemutterst es. Ich finde es ganz schwierig, wenn man ihnen nicht die Chance gibt, in ihrem Rahmen selbstständig zu werden. Je länger sie zu Hause sind, umso schwieriger wird es.“ (Z. 177f.)

D: „Wenn man dann irgendwann einen 50-jährigen behinderten Sohn zu Hause hat und körperlich nicht mehr kann und man sich noch schuldig fühlt, weil man ihn nicht mehr irgendwo die Treppen hochtragen kann. Das ist nicht mehr gesund in meinen Augen.“ (Z. 237f.)

E: „Irgendwann wird ja der Moment da sein, wo sie irgendwo anders wohnen gehen müssen. Ich würde auch nicht wollen, dass die anderen Geschwister nach ihm sehen müssen. Die sollen ihre Freiheit auch haben. Ich rate, dort wirklich früh zu beginnen. Es ist ja nicht ein Abschieben, sondern es ist einfach eine für sie angepasste Struktur, um zu leben.“ (Z. 151f.)

E: „Ja, und das ist halt ein Prozess. Er erstreckt sich nicht nur über ein bis zwei Jahre, sondern geht über Jahre. Man kann auch nicht sagen, dass man will, dass er mit 30 voll ausgezogen ist. Man strebt es einfach an. Und irgendwie hoffe ich, dass es schon die Wohnform sein wird, dass er länger dort wohnt und bei uns eher auf Besuch kommt. Oder mit uns in die Ferien kommt. Das wäre schon mein Ziel, wenn ich es schaffe.“ (Z. 344f.)

Z: „Es ist sehr wichtig, dass man einen Platz hat und dass man ein bisschen Abstand hat, wenn es einem gut geht. Nicht dass man wartet, bis man nicht mehr kann und dann muss.“ (Z. 232f.)

Drei der vier Interviewten (D, Z, S) haben durch den Auszug ihres Kindes positive Erfahrungen machen dürfen. Sie haben erwähnt, dass ihr Sohn / ihre Tochter dadurch erfreuliche Entwicklungsschritte gemacht habe. Die Akzeptanz des Auszugs ist klar zu spüren.

D: „Aber ein Stück weit das Leben auch selber entdecken, ohne Mama und Papa im Rücken. Das macht sie stark.“ (Z. 184f.)

D: „Ich finde es lässig, wenn ich A, sehe und merke, wie er selber Entscheidungen fällen kann und diese fällen darf. Das finde ich genial. Ich glaube, wenn er immer daheim gewesen wäre, oder wir ihn wieder nach Hause genommen hätten, wäre es zu Rückschritten gekommen.“ (Z. 185f.)

Z: „Wenn meine Tochter immer nur hier daheim gewesen wäre, wäre sie nie so weit, wie sie heute ist.“ (Z. 158f.)

S: „Er hat dort so viel gelernt. Ich bereue das keinen Tag.“ (Z. 239f.)

S: „Ich denke, das ist ein Recht vom behinderten Kind.“ (Z. 313f.)

Zwei der vier Interviewpartnerinnen (D, E) bemerken, dass der Auszug auch für sie selber positiv sein kann. Sie erwähnen, dass sie somit mehr Zeit für sich hätten. Jedoch müsse das Akzeptieren des Auszugs als etwas Normales seitens der Eltern zuerst gelernt werden.

D: „Und je nachdem ist es dann einfach Zeit ist, ein Kind loszulassen, damit sie wieder sich selbst sein können. Wenn ich das bei uns so sehe: wir hätten uns sonst wirklich selber aufgegeben.“ (Z. 219f.)

E: „Man muss bei Kindern mit einer Behinderung lernen zu sehen, dass das Ausziehen und Wohnen etwas Normales ist.“ (Z. 161f.)

E: „Ich denke, auch selber hat man das Bedürfnis, wieder anderes zu machen oder an irgend einem Abend irgendwo hinzugehen, ohne dass man schauen muss, dass jemand auf ihn aufpasst.“ (Z. 221f.)

Mutter (D) schildert, dass ein zu frühes Ausziehen nicht dem entspricht, was man sich vorstellt. Manchmal ist es aber nicht anders möglich, wenn man ein Kind mit einer geistigen Behinderung hat.

D: „Die Wunschvorstellung ist nicht die, wenn man ein Kind hat, dass man dieses schon mit acht Jahren weggeben muss.“ (Z. 172f.)

3.2 Hypothese 2

Eltern erleben es als unterstützend, wenn sie aktiv am Ablösungsprozess ihres Kindes teilhaben können.

Variable: Offene und transparente Kommunikation zwischen Fachpersonen und Eltern

Alle vier befragten Mütter (D, E, Z, S) haben eine offene und transparente Kommunikation mit dem Personal der Wohngruppe und der Institution erleben dürfen. Telefonische oder persönliche Gespräche, das Suchen nach Lösungen, das gemeinsame Arbeiten an einer Situation und das Rückfragen bei Unklarheiten seitens der Institution finden sie sehr wichtige Aspekte in diesem Zusammenhang. Die diesbezüglich gemachten Erfahrungen beschreiben sie als positiv.

D: „Wir hatten schwierige Situationen, wo wir auch von uns aus das Gespräch suchen mussten, wo es nicht einfach war. Unsere Ansprechperson ist die Gruppenleitung.“ (Z. 252f.)

E: „Da habe ich gesagt, dass ich das mit der Pflegedienstleiterin anschauen möchte. Sie ist dann in ein Gespräch gekommen und dann hat man das Medikamentenblatt in Ruhe angeschaut. Jeder konnte dann seine Unsicherheiten mitteilen. Ich nehme an, auch vonseiten des Wohnheims. Dann konnte man das gut zusammen anschauen und überarbeiten, dass es alles klarer wird.“ (Z. 197f.)

E: „Sonst sind wir da schon noch am Arbeiten, dass man vom Medizinischen her Protokoll führt (Stuhlgang, Erbrechen, gesundheitliche Probleme). Damit ich diese Informationen auch bekomme. Das war mir ein Anliegen.“ (Z. 265f.)

E: „In der Tagesstätte hat man den Kontakt durch das Büchlein, wo man immer hinein-schreibt, was gerade ansteht, und er hat einen ‚Talker‘, wo sie auch draufsprechen. So ist auch der Kontakt zum Wohnheim. Sie sprechen drauf, was er am Abend gemacht hat.“ (Z. 262f.)

Z: „Sie haben manchmal Rückfragen, ob sie das und das richtig machen. Ich sage dann, dass ich das so probiere, aber vielleicht geht bei ihnen etwas ganz anderes einfacher. Da hatte ich das Gefühl, dass sie das auch selber ein bisschen herausfinden müssen. Vielleicht macht sie das da ganz anders als hier.“ (Z. 154f.)

S: „Wenn irgendwas Aussergewöhnliches ist, ruft mich der Betreuer an. Sonst rufen wir uns nicht die ganze Zeit an. Nur wenn es etwas zum Berichten gibt. Wir kommunizieren mit dem Tagebuch. Das ist eigentlich nicht so aussergewöhnlich.“ (Z. 193f.)

S: „Die Bezugsperson von T kam direkt zu mir und hat gewisse Dinge aufgeschrieben. Das gab mir enorm viel Sicherheit.“ (Z. 236f.)

Interviewpartnerin D gibt an, dass man sich als Eltern auch ab und zu durchsetzen muss. Hinsichtlich der Gespräche mit dem Personal der Wohngruppe und des Beiseins ihres Sohnes gab es Meinungsverschiedenheiten. Diese konnten jedoch ausgeräumt werden.

D: „Da hatte ich von Anfang an Mühe, wenn das Kind immer dabei sein musste. Das war für unseren Sohn immer schwierig. Nach zehn Minuten wollte er aufstehen und gehen, er war völlig überfordert. Da denke ich mir, dass das nicht sein muss. Mittlerweile sagen wir einfach, dass wir ein Gespräch wollen und unseren Sohn nicht mitnehmen. Das kann man nur, wenn man weiss, was man will, und stark genug ist.“ (Z. 261f.)

Im Hinblick auf die Kommunikation zwischen den Eltern und der Wohngruppe sprechen zwei von vier der befragten Müttern (E, S) das Vertrauen gegenüber dem Betreuungspersonal an.

E: „Es ist schwierig. Irgendwo muss man ja das Vertrauen in diese Personen, die ihn betreuen, haben. Er kann es ja uns nicht zurückerzählen. Seine Gefühle. Er kann ja überhaupt nicht sprechen. So muss man das Vertrauen einfach haben.“ (Z. 123f.)

S: „Ich musste ein enormes Vertrauen gegenüber diesen Personen aufbauen. Das ist von Anfang an. Wenn ich nicht Vertrauen haben kann, kann ich nicht loslassen.“ (Z. 101f.)

Alle vier Elternteile (D, E, Z, S) haben in Bezug auf die Kommunikation eher negative Situationen erlebt. Sie wünschen sich mehr Offenheit. Sie finden, dass sie bei manchen Themen zu wenig mitreden dürfen oder auch, dass sie nicht informiert werden. Weiter hat die Befragte D erwähnt, dass sie sich mehr positive Unterstützung gewünscht hätte. Inter-

viewpartnerin E hat erwähnt, dass ihr die Kommunikation zu externen Fachstellen wie der emera fehlt. Sie findet, dass diese im Prozess mehr miteinbezogen werden sollten.

D: „Aber von oben hört man nichts. Das finde ich ein wenig schade. Dort würde ich mir manchmal mehr Offenheit wünschen, mehr Miteinander. Mitreden kann man gar nicht, habe ich das Gefühl. Eben, auswählen kann man nicht. Ich weiss nicht, was passieren würde, wenn wir sagen würden, dass wir wollen, dass er noch ein Jahr in derselben Wohngruppe bleibt. Keine Ahnung.“ (Z. 122f.)

D: „Wenn es einen Wechsel gibt, habe ich immer das Gefühl, dass man nicht wirklich mitreden kann. Dann gibt es einfach einen Wechsel, es wird so bestimmt.“ (Z. 249f.)

D: „Mehr Offenheit. Das betrifft solche Sachen wie den Wechsel im Sommer, die eigentlich alle irgendwie wissen. Und trotzdem weiss es niemand. Also offiziell.“ (Z. 142f.)

D: „Ich hätte mir oft viel mehr Unterstützung gewünscht. Jemanden, der sagt: „Hey, komm, ihr macht das gut. Ihr schafft das!“ (Z. 227f.)

E: „Beim weiteren Vorgehen wäre es so gelaufen, dass sie nach einem halben Jahr nochmals überprüfen, wie die Platzierung gegangen ist. Da habe ich das Gefühl, dass sehr wenig läuft. Man hat immer diese Standortgespräche und dort sind einfach die Personen beteiligt, die ihn betreuen. Innerhalb von diesem Rahmen schaut man das auch an, sucht nach Möglichkeiten und Verbesserungen. Von auswärts ist da niemand so richtig drin. Vermutlich muss man das wünschen. Ich denke, das sollte automatisch laufen.“ (Z. 238f.)

Z: „Dann habe ich die Leitung der WG angerufen und gesagt, dass er vorbeikommen würde, um das anzuschauen, und ich auch gerne dabei wäre, damit man das zusammen anschauen kann. Das hat die von der WG nicht gewollt. Sie sagte, dass es dann schon gehen würde.“ (Z. 199f.)

S: „Von der Tagesstätte hat mich niemand informiert. Das habe ich diesem Betreuer immer ein bisschen verübelt. Von diesem Zeitpunkt an... ich muss ehrlich sagen, das hat an mir genagt. Wenn er mir am nächsten Tag ein Telefon gegeben hätte...“ (Z. 208f.)

Die Interviewte D hätte sich im Zusammenhang mit der Kommunikation einen Elternabend gewünscht.

D: „Aber in der Wohngruppe selber, dass es irgendwelche Elternabende geben würde, das kennen wir nicht.“ (Z. 136f.)

Die befragte Mutter D erwähnt, dass sie durch Ratschläge sehr viele Rückschläge erlitten hat und deswegen diese nicht an andere weitergeben würde.

D: „Raten ist so eine Sache. Ich habe mir vorgenommen, nicht zu raten. Ich habe so viele Ratschläge bekommen, die nur Schläge waren und nicht wirklich Ratschläge oder eine Hilfe.“ (Z. 214f.)

Variable: Im Prozess der Ablösung Hilfe suchen / annehmen / sich Selbsthilfemethoden aneignen

Drei von vier Interviewten (D, S, Z) haben auf die Fragen im Zusammenhang mit Hilfe suchen/annehmen, sich Selbsthilfemethoden aneignen geantwortet, dass sie es als sehr wertvoll erachten, andere Eltern durch ihre Erfahrungen zu stärken oder sich selber Rat und Tipps in einer Selbsthilfegruppe zu holen.

D: „Wenn ich heute mit Eltern spreche, die auch solche Kinder haben oder so ähnliche Schwierigkeiten, habe ich das Gefühl, dass es meine Aufgabe ist, diese Eltern zu stärken. Ihnen zeigen, dass sie auch jemand sind und dass sie das Recht haben auf ihre privaten Zeiten.“ (Z. 216f.)

D: „Heute würde ich die Eltern viel mehr stärken, indem sie auch sich selbst sein dürfen. Dass sie nicht für ein Kind eine Ehe opfern zum Beispiel, sondern dass es irgendwo ein Mittelmass gibt. Dass etwas Gesundes daraus entstehen kann, auch wenn man ein Kind loslässt. Die Entscheidung schlussendlich, was besser oder schlechter ist, die muss jedes Elternpaar für sich selber entscheiden.“ (Z. 221f.)

D: „Irgendwie würde ich eine Selbsthilfegruppe lässig finden. Ich bin aber eher für Einzelbetreuung. Die Dynamik einer Gruppe würde mich nicht so ansprechen, sondern eher in einem Einzelgespräch.“ (Z. 307f.)

S: „Wir haben so eine Art Selbsthilfegruppe. Wir sind ein paar Frauen, die ab und zu zusammen Abendessen gehen. Das machen wir so alle zwei Monate. Dort tauschen wir uns untereinander aus. Deren Kinder sind zum Teil im selben Alter wie B und T. Einfach Hilfe annehmen. Nicht zu stolz sein. Das ist nicht einfach. Der Nachbar hat ein gesundes Kind und ich nicht. Das ist ein Prozess. Das ist nicht einfach, aber es ist so. Und es lernen zu akzeptieren. Als ich es mal akzeptieren konnte, ist es besser gegangen. Statt immer „warum“ und „wieso“. Aber man wehrt sich. Man will es nicht haben.“ (Z. 327f.)

Z: „In der Schule war das mehr. Da war man oft mit den Eltern von der Gruppe zusammen. Mit manchen Eltern hat man immer noch ein bisschen Kontakt. Wir machen noch ab und zu ab. Die sind jetzt alle im Erwachsenenbereich.“ (Z. 272f.)

Zwei der vier befragten Elternteile (E, S) haben sich im Ablösungsprozess eine Selbsthilfemethode angeeignet, indem sie sich in der ersten Zeit, als der Sohn / die Tochter ausgezogen ist, abgelenkt haben.

E: „Man hat dann damit angefangen, die Zeit mit etwas anderem auszufüllen. Wenn er zum Beispiel am Montag gegangen ist, habe ich einfach etwas gemacht, woraufhin ich selber das Gefühl hatte: Ich gebe ihn deswegen. Das zu sagen, ist ein bisschen blöd, aber mit der Zeit lernt man auch die Zeit einfach zu geniessen und nichts zu machen.“ (Z. 131f.)

E: „Aber am Anfang hat man schon versucht, sich abzulenken. An den Wochenenden, an denen er betreut wird, macht man dann mit den anderen etwas. Man füllt es einfach ein bisschen aus.“ (Z. 127f.)

S: „Ich habe schon ein bisschen versucht, mich abzulenken. Ich habe manchmal mit Kolleginnen etwas abgemacht. Wenn ich sie morgen gebracht habe und nach Hause gekommen bin, hatte ich die Arbeit. Ich bin durch die Arbeit vielfach abgelenkt worden. Ich hatte gar nicht so viel Zeit, zu studieren.“ (Z. 146f.)

S: „Und wenn ich einen Moment Zeit hatte, versuchte ich irgendwohin zu gehen. Das hat mir sehr gutgetan. Einfach ab und zu irgendwohin gehen. Die Arbeit hier ist ja trotzdem nicht gemacht worden. Aber ich habe es auch genossen, einen ganzen Tag lang einfach hier alleine zu sein und ein bisschen nachzuarbeiten. Nicht immer auf die Uhr schauen und nicht mich nach ihnen zu richten. Das ist auch wieder schön, wenn man nicht so unter Zeitdruck ist.“ (Z. 152f.)

Zwei der vier Interviewpartnerinnen (E, S) haben sich im Prozess der Ablösung oder auch schon früher bei Externen wie Spitex oder Haushaltshilfe Unterstützung gesucht. Dies diente vor allem auch zur Entlastung zu Hause.

E: „Ich hatte auch Haushaltshilfen vom Sozialmedizinischen Zentrum als Unterstützung, und in der ersten Zeit machten sie zum Teil auch Kinderbetreuung, auch der anderen Geschwister. Von der Spitex hatte ich den Entlastungsdienst. Die sind eingesprungen, wenn man mal am Abend etwas hatte.“ (Z. 59f.)

S: „Dann hatte ich von der Spitex Hilfe. Das war eine Art Familienhelferin. Diese habe ich sehr viel beansprucht. Sie hat einen halben Nachmittag B geholt oder dafür gesorgt, dass jemand mir beim Putzen geholfen hat. Ich habe jede Hilfe angenommen, die mir angeboten wurde. Das habe ich stark gebraucht. Das, was ich selber machen konnte, habe ich probiert, selber zu machen, aber ich brauchte viel Hilfe. Ich bereue es nicht, dass ich diese Hilfe angenommen habe.“ (Z. 64f.)

Drei der vier Interviewten (D, Z, S) haben während der Ablösung gemerkt, dass es auch positiv sein kann, wenn man mehr Zeit für sich hat. Auch kann es eine Entlastung für die ganze Familie sein, was einem die Möglichkeit gibt, die Beziehung zum Partner zu pflegen.

D: „Durch sein extremes Verhalten während der Ablösung war man froh, dass man es endlich geschafft hat, dass er gegangen ist. Das hat einen so gebraucht.“ (Z. 199f.)

Z: „Ich hatte schon ein bisschen Mühe. Dann habe ich gemerkt, dass es Freiraum gibt. Nicht nur ein bisschen, sehr viel.“ (Z. 138f.)

S: „Vor allem für sich selber auch noch schauen. Für sich selber Inseln schaffen. Dass man nicht untergeht und immer oben bleibt. Nicht zu tief fallen. Unbedingt sich selber auch was gönnen. Mein Mann und ich sind dann früher zusammen irgendwohin gegangen und jemand hat hier auf sie aufgepasst. Das ist wichtig, damit die Beziehung nicht kaputt geht. Das ist sehr sehr wichtig.“ (Z. 321f.)

Zwei der vier Interviewten (Z, S) haben geantwortet, dass sie nach Hilfe gesucht haben und diese auch angenommen haben. Über den eigenen Schatten springen und einsehen, dass es einem zu viel wird, sei manchmal nicht sehr einfach. Jedoch sei es von grosser Wichtigkeit, dass man sich anderen anvertraut und deren Unterstützung sucht.

Z: „Ich habe einmal mit der Gruppenleitung zusammengesessen. Klar ist das ein grosser Aufwand, da sie neun Klienten in der Gruppe haben. Aber mir hat das gutgetan. Ich hatte vorher einen weniger guten Draht. Nach dem Gespräch war ich froh, dass wir darüber gesprochen hatten.“ (Z. 178f.)

Z: „Die Hilfe annehmen und nicht immer nur dann, wenn man unbedingt jemanden braucht. Als sie jünger war, habe ich immer nur, wenn ich wirklich musste, jemanden gefragt. Ich denke, es wäre gut, wenn man sich selber auch mal etwas gönnt und sie ein bis zwei Nächte weggibt.“ (Z. 258f.)

S: „Kurz nach dem Tod meines Mannes, T war 2½ Jahre alt. Der Kinderarzt hat mir gesagt: „Wenn ich Ihnen etwas raten kann, nehmen Sie Hilfe an. Sonst sind Sie in einem Jahr woanders. Sie haben vier kleine Kinder.“ Das habe ich zur Kenntnis genommen. Wenn sie ab und zu weg waren, konnte ich ein bisschen atmen und auftanken. Klar hatte ich Sehnsucht. Viel wenn sie nicht da sind, schliesse ich hier diese Tür.“ (Z. 262f.)

Variable: Individuelle Anpassung im Ablösungsprozess nach den Bedürfnissen des Klienten und dessen Eltern

Drei der vier befragten Mütter (D, Z, S) bemerken im Interview, dass sie entweder telefonischen oder mündlichen Kontakt in Form eines Gesprächs mit der Wohngruppe oder dem Sohn / der Tochter haben.

D: „Aber ich weiss, dass ich jederzeit vorbeischauen könnte.“ (Z. 132)

D: „Und mindestens zwei bis drei Anrufe pro Tag. Im Moment sind es recht viele. Er ruft am Abend manchmal zweimal an und telefoniert eine halbe Stunde.“ (Z. 154f.)

Z: „Eher per Telefon oder auch mal ein Gespräch.“ (Z. 178)

S: „Mit B habe ich mehr Kontakt, weil es dort auch mehr Probleme gibt.“ (Z. 193)

Zwei Interviewpartnerinnen (D, E) besuchen ihren Sohn / ihre Tochter bewusst nicht, weil sie damit negative Erfahrungen gemacht haben.

D: „Nicht so häufig. Weil es eben immer Unruhen gibt.“ (Z. 128)

E: „Telefonieren kann er nicht. Besuch mache ich bewusst nicht, weil er dann nach Hause will.“ (Z. 259f.)

Drei der vier befragten Elternteile (E, Z, S) akzeptieren den Auszug ihrer Tochter / ihres Sohnes durch eine langsame Eingewöhnung in eine Wohngruppe. Sie sehen den Auszug als normal und beschreiben, dass er für beide (Eltern-Sohn/Tochter) als positiv empfunden wird.

E: „Jetzt ist er 21 und wird bald 22 Jahre alt. Er ist momentan noch in der Eingewöhnungsphase. Ich denke, wenn es dieses Jahr gut klappt – und ich probiere auch während den Sommerferien, ihn eine Woche länger da zu lassen und im Herbst ein paar Tage –, können wir nächstes Jahr vielleicht einen Tag mehr einbauen. Wir probieren einfach,...“ (Z. 217f.)

Z: „Aber was jetzt im Erwachsenenbereich neu ist, dass sie einmal im Monat während dem Wochenende dort bleibt. Das ist wirklich super. Von daher habe ich einfach gemerkt, man hat wieder ein bisschen Zeit. Sonst hat man immer diese Wochenenden... ja. Das ist also super.“ (Z. 89f.)

Z. „Aber es ist schon das Ziel, dass man sie öfter abgibt. Auf jeden Fall nicht weniger. Das würde ich nie machen.“ (Z. 252f.)

S: „Die Lehrperson hat gesagt, dass er sehr gut macht. Es sei wahrscheinlich das Loslassen von zu Hause. Heimweh hatte er ein bisschen. Das ging dann aber je länger je besser. Im letzten Jahr haben sie auch Wochenenden angeboten. Drei Mal blieb er am Wochenende da. Da ist er 14 Tage weg gewesen. Das war eine grossartige Leistung.“ (Z. 126f.)

Weitere wichtige Aussagen der Eltern

Die Mutter (D) erwähnt im Interview, dass es schwierig war, wenn es Berührungspunkte zwischen dem Zuhause und der Wohngruppe gab. Nun versuchen sie diese zu vermeiden.

D: „Der Montagmorgen und der Freitagabend: der Wechsel. Wohngruppe und Schule war eine Welt für ihn und das Zuhause die andere Welt. Es war schwierig, wenn es zwischen diesen zwei Welten Berührungspunkte gab.“ (Z. 52f.)

Interviewpartnerin (Z) beschreibt die Beziehung ihrer Tochter mit geistiger Behinderung zu ihrem Bruder. Sie erwähnt, dass der gesunde Sohn für sie eine grosse Bereicherung war.

Z: „Vieles nimmt man nicht wahr, weil es einfach dazugehört. Es ist eigentlich relativ gut gegangen. Zum älteren Sohn hatte sie den besseren Draht. Und beim Jüngeren: es war wie eine Bereicherung für sie. Sie lernte von ihm krabbeln. Das konnte sie vorher nicht. Auch wenn er gelernt hat aufzustehen, hat sie das auch gelernt. Aber laufen lernte sie eine Weile später. Es hat ihr viel gebracht. Vielleicht auch uns, so hat man sich ein bisschen weniger fixiert auf sie.“ (Z. 48f.)

Die Interviewte (S) sagt, dass sie durch den Auszug die Beziehung zu ihren beiden gesunden Kindern wieder besser pflegen konnte. Sie hätten es alle genossen, wenn sie auch mal einen freien Nachmittag für sich hatten.

S: „Das habe ich dann mit H und D sehr geschätzt. Vor allem im ersten Jahr, als T auch weg war. Der Mittwochnachmittag war für uns schon speziell. Nach der Schule kamen sie nach Hause und wir haben es sehr genossen.“ (Z. 49f.)

VI Synthese

Im Folgenden wird im Zusammenhang mit der Datenanalyse und den Hypothesen die Synthese gebildet. Die Aussagen werden theoretisch begründet und mit Ausschnitten des Expertengesprächs verglichen oder diskutiert. Weiter wird die Richtigkeit der im Vorfeld gebildeten Hypothesen hinterfragt.

1. Diskussion der ersten Hypothese – Frühzeitige Vorbereitung auf den Ablösungsprozess

Für Eltern ist es eine Unterstützung, wenn sie sich frühzeitig auf den Prozess der Ablösung ihres Kindes vorbereiten.

Besonders wichtig erscheint den Interviewpartnerinnen, dass sie im Vorfeld wissen, was es überhaupt in ihrer Umgebung für Wohnmöglichkeiten gibt. Demzufolge wird darauf Wert gelegt, dass sie vor dem Auszug ihres Kindes einen Einblick in die Institutionen erhalten.

Dies bestätigt auch Hähner et al. (1997, 35ff) und zeigt auf, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung besondere Fördermassnahmen benötigen. Es ist also wichtig, dass die Auswahl der richtigen Wohnmöglichkeit gut überlegt ist. Damit Menschen mit einer geistigen Behinderung auch ausserhalb ihrer Familie ihre Autonomie und Selbstbestimmung ausleben dürfen, gibt es verschiedene sozialpädagogische Institutionen.

Bezüglich Holthaus und Pollmächer (2007, 78ff) sollte man sich demnach früh Gedanken darüber machen, wohin der junge Erwachsene ausziehen soll. Sinnvoll wäre es sicherlich, in der Region eine passende Möglichkeit zu suchen. Somit kann die Beziehung zwischen Eltern und Kind weiterhin gepflegt werden. Nun kann man sich über die denkbaren Möglichkeiten erkundigen. Je nach Region sind diese eingeschränkt und die Wartelisten lang.

Z: „Im letzten Jahr der Schulzeit konnte ich einmal die Wohngruppe anschauen gehen. Und die Tagesstätte konnte ich auch anschauen. Da konnte ich mehrere anschauen. Ich hatte das Gefühl, dass ich ein bisschen einen Einblick brauche. Mir hat das gutgetan, dass ich das sehen konnte. Aber Wohngruppe habe ich nur eine angeschaut. Und danach hat sich dann da ergeben. Das war eine Gruppe, die neu entstanden ist.“ (Z. 115f.)

Im Expertengespräch mit Frau Paula Schmid ist erwähnt worden, wie der Ablauf vor sich geht, wenn es darum geht, an Informationen zu gelangen:

P: „Die erste Stelle ist die Frühberatung. Dann sind es die Sonderschullehrer, die die Eltern darauf aufmerksam machen. In den Elterngesprächen weisen sie diese Eltern darauf hin, dass es die Institution emera gibt, und man bei Fragen dort vorbeikommen kann. Teils ist es auch so, dass die Lehrpersonen uns dazunehmen wollen. Dass sie uns Listen abgeben und wir unsere Leute schon zuteilen, und dann rufen die Lehrpersonen an und sagen uns, dass sie ein Elterngespräch haben und wir hätten gerne, wenn sie dabei sind und die Informationen geben können. Aber das ist eher die neuere Tendenz. Das sollte dann mit der Zeit ausschleichend sein, damit es niemanden mehr gibt, der keine Informationen hat.“

Ebenso wichtig, wenn nicht sogar, der wichtigste Punkt beim Vorbereiten auf den Auszug des Kindes, ist der Kontakt zu anderen Menschen, die dasselbe erlebt haben. Der Austausch gibt den Eltern mehr Sicherheit und sie wissen, dass sie sich bei Fragen an gewisse Personen wenden können und mit ihrem Erlebten nicht alleine sind. In dieser Hinsicht wurde auch das Thema „Selbsthilfegruppe“ aufgegriffen.

Herzog-Diem und Huber (10ff, 2007) beschreiben Selbsthilfegruppen als sich selbst organisierende Gemeinschaften, die sich momentan mit denselben oder ähnlichen Problemen auseinandersetzen. Aus eigenen Kräften probieren sie mithilfe von Erfahrungen und Gesprächen ihre Situationen zu meistern. Neben einer geeigneten Räumlichkeit werden andere wichtige Abmachungen wie zu verfolgende Ziele oder Häufigkeit der Treffen getroffen. Bei bestimmten Themen kann auch Rat Dritter (Fachleute, kommerzielle Anbieter etc.) herbeigezogen werden. In der Schweiz sind verschiedene Arten von Selbsthilfegruppen verbreitet. Eine davon ist die Selbsthilfeorganisation. Diese Gruppe beschäftigt sich mit schwierigen Situationen der Anwesenden oder ihrer Angehörigen (Eltern, Kinder, Grosseltern etc. mit psychischen Krankheiten, geistigen oder körperlichen Behinderungen etc.). Beim Thema des Ablösungsprozesses ist es diese Form von Selbsthilfegruppe, die sich mit den eigenen sowie den Problemen der Kinder mit geistiger Behinderung beschäftigt.

Im Expertengespräch hat Frau Schmid Folgendes erwähnt:

P: „Wessen ich mir nicht sicher bin, ob es das schon gibt. Ich war immer ein Fan von Selbsthilfegruppen. Mir ist das im Oberwallis nicht bekannt. Vielleicht würde es Sinn machen, eine Selbsthilfegruppe für Eltern ins Leben zu rufen. Über den Austausch und auch über gemeinsame Sorgen und Erfahrungen zu sprechen. Die Eltern könnten von so einer Gruppe profitieren. Völlig selbst funktionierend. Man müsste den Aufbau begleiten. Dass man hinsichtlich der Themen schauen würde. Ein Raum für eine Klagemauer. Ein Raum, um zu sehen, was ist der Part der Eltern ist und wie man gewisse Dinge verändern könnte. Da würde ich Sozialpädagogen der Institutionen sehen, um den Aufbau zu ermöglichen.“

Aussagen der Eltern aus dem Interview:

E: „Ich selber würde es schon schätzen, mit jemandem zu sprechen. Oder wenn einem mal alles zu viel wird. Andere begreifen das dann nicht. Die können ja auch nicht nachvollziehen, wie das ist. Sie sagen dann, dass er doch den ganzen Tag weg ist und betreut wird. Das stimmt. Aber man steht ja trotzdem jeden Tag auf und muss ihn parat machen. So kleine Dinge, die andere Betroffene verstehen. Oder jetzt, wenn sie in den Erwachsenenbereich gehen. Von aussen sieht das schon so aus, als hätten wir ihn weg. Einfach gesagt. Aber es ist viel mehr dahinter.“ (Z. 225f.)

S: „Wir haben so eine Art Selbsthilfegruppe. Wir sind ein paar Frauen, die ab und zu zusammen Abendessen gehen. Das machen wir so alle zwei Monate. Dort tauschen wir uns untereinander aus. Deren Kinder sind zum Teil im selben Alter wie B und T. Einfach Hilfe annehmen. Nicht zu stolz sein. Das ist nicht einfach. Der Nachbar hat ein gesundes Kind und ich nicht. Das ist ein Prozess. Das ist nicht einfach, aber es ist so. Und es lernen zu akzeptieren. Wenn ich es mal akzeptieren konnte, ist es besser gegangen. Statt immer „warum“ und „wieso“. Aber man wehrt sich. Man will es nicht haben.“ (Z. 327f.)

Alle vier Interviewpartnerinnen (D, E, Z, S) benennen die intensive Bindung im Zusammenhang in der Auseinandersetzung mit der Ablösung. Eine stärkere Bindung kann dazu beitragen, dass das Loslassen schwerer fällt, wie auch Hennemann erläutert:

Bei Kindern mit einer geistigen Behinderung tritt das unsicher-ambivalente Modell am häufigsten auf. Hennemann (2011, 22) beschreibt, dass bei Komplikationen während der Geburt das Kind der Mutter direkt weggenommen werden muss. Beim Kind sowie bei der Mutter entsteht eine Trennungsangst. Sie binden sich extrem aneinander und befürchten schon bei einer kurzen Abwesenheit voneinander negative Gefühle. Dies kann sich beim Kind im Erwachsenenalter durch Ängstlichkeit und Unreife zeigen.

E: „Und von der Bindung her: weil er immer auswärts ins Spital musste, war man halt Tag und Nacht bei ihm. Man schläft dann auch da, weil er nicht sprechen kann. Man muss ja da sein. Man hat schon einen anderen Bezug, das kann man schon sagen.“ (Z. 51f.)

Im Zusammenhang mit der Auseinandersetzung betreffend dem Prozess der Ablösung ist von allen vier Interviewten (D, E, S, Z) erwähnt worden, dass es für sie wichtig ist, den Vorgang des Auszugs als normal zu akzeptieren und ihn als Entwicklungsschritt zu sehen. So fällt es ihnen leichter, ihr Kind loszulassen.

D: „Ich finde, sie sollen auch eine Chance bekommen, ein Stück weit selbstständig und erwachsen zu werden. Das haben sie nicht, wenn sie immer zu Hause sind. Als Eltern beschützt du das Kind einfach und bemutterst es. Ich finde es ganz schwierig, wenn man ihnen nicht die Chance gibt, in ihrem Rahmen selbstständig zu werden. Je länger sie zu Hause sind, umso schwieriger wird es.“ (Z. 177f.)

Wüllenweber (2004, 131ff) zitiert in dieser Hinsicht Hennies und Kuhn, die erläutern, dass Menschen mit einer geistigen Behinderung noch lange zu Hause bei ihren Eltern wohnen, wenn ihre gleichaltrigen Mitmenschen den Schritt des Auszugs schon länger hinter sich haben. Für Eltern ist diese Situation meist selbstverständlich und sie sind bereit, ihre Schützlinge auch im Erwachsenenalter bei sich wohnen zu lassen. Das Normalisierungsprinzip besagt jedoch, dass ein normaler Lebenslauf und altersgerechte Lebensumstände fördernd für die allgemeine Lebensgestaltung sind. Somit sollten auch Menschen mit einer geistigen Behinderung motiviert und unterstützt werden, wenn es darum geht, sich altersgerecht von den Eltern zu lösen und ein Leben aufzubauen, in dem sie unabhängiger von ihren Eltern sind. Für den Menschen mit geistiger Behinderung ist es einfacher, den Schritt des Auszugs auf sich zu nehmen, wenn die Eltern ihn dabei noch unterstützen können und die Beziehung zu ihnen aufrechterhalten werden kann. In vielen Fällen wird der Auszug erst im höheren Erwachsenenalter vollzogen, wenn es zwangsweise durch Tod oder aus gesundheitlichen Gründen der Eltern keine andere Lösung mehr gibt. Die Tochter oder der Sohn erlebt so einen abrupten Wechsel in ihrem Leben, was zu Krisen führen kann.

Vor dem Auszug des Kindes haben sich alle Interviewten im Vorfeld in der Familie Gedanken gemacht, wie der Schritt aussehen soll. Der Ehegatte, die gesunden Kinder sowie weitere Verwandte waren dabei eine wichtige Ressource. Die ganze Familie erlebt durch

den Auszug eines Familienmitglieds eine Veränderung und löst somit in diesem Prozess unterschiedliche Probleme.

E: „Man überlegt ja schon früh betreffend die Zukunft. Ich rate eigentlich allen, wenn es geht, früh mit der Ablösung zu beginnen. Durch Eingewöhnen, irgendwo in einer Institution zu übernachten. Auch mit anderen zusammen zu sein, auch mal aus der Familie heraus.“

(Z. 145f.)

Papastefanou (1997, 95–98) schreibt über den Problemlösungsansatz und das Familienstressmodell. Beim Problemlösungsansatz geht man davon aus, dass die Familie als Ganzes unterschiedliche Probleme zu lösen hat und dafür individuelle Problemlösungs-Ressourcen anwendet. Als Familienproblem definiert Aldous (in Papastefanou 1997, 95) „jede Situation, die die Werte der Familie oder eines ihrer Mitglieder bedroht, die kognitive Anstrengung seitens mindestens eines der Familienmitglieder und gemeinsames Vorgehen verlangt, um die Situation zu lösen, und zwar in einer Art und Weise, die mit den Werten der Familie vereinbar ist“. Werden Probleme erfolgreich gelöst, kann die Familie daraus wachsen und der Zusammenhalt und die Bereitschaft für das Lösen neuer Probleme werden grösser. Hingegen liegt bei einem Misserfolg das Risiko vor, dass die Familie in der Entwicklung stillsteht.

Die Expertin Paula Schmidt antwortet auf die Frage Folgendes:

P: „Indem man fragt, ob sie dieses Kind auch immer zu Hause lassen wollen. Oder wenn man fragt, wo das andere Kind ist. Und sie sagen, dass der schon vor drei Jahren ausgezogen ist und geheiratet hat. Das ist eine gute Möglichkeit, im Gespräch aufzuzeigen, dass es normal ist, wenn die Kinder ausziehen. Ich finde es enorm wichtig, dass das passiert. Ich finde es wichtig für die Eltern. So können sie ihr Leben gleich wie bei einem gesunden Kind weiterleben.“

Die Mütter setzten sich auch mit den Gründen auseinander, weshalb ihr Sohn oder ihre Tochter mit einer Behinderung ausziehen sollte. Dass man sich selber auch wieder einmal etwas gönnen kann und dass der Zeitpunkt sowieso irgendwann kommt, erachten die Eltern als einen Grund von höchster Wichtigkeit.

E: „Ich denke, auch selber hat man das Bedürfnis, wieder anderes zu machen oder an irgend einem Abend irgendwo hinzugehen, ohne dass man schauen muss, dass jemand auf ihn aufpasst.“ (Z. 221f.)

E: „Irgendwann wird ja der Moment da sein, wo sie irgendwo anders wohnen gehen müssen. Ich würde auch nicht wollen, dass die anderen Geschwister nach ihm sehen müssen.“

(Z. 151f.)

Expertin Paula Schmid erwähnt dazu Folgendes:

P: „Wenn man in jungen Jahren beginnen kann und ihnen auch sagt, dass sie sich doch mal wieder etwas alleine gönnen sollen. Dann ist das einfacher. Dann kann man wie mit einem Geschenk an sie herangehen. „Schenkt doch euch mal ein Wochenende!“

Lang, Martin und Pinquart (2012, 33–34) gehen auf die Entwicklungsaufgaben nach Havighurst ein. Dieser erwähnt eine wichtige Entwicklungsaufgabe im mittleren Erwachsenenalter: man hilft seinen Kindern, verantwortungsvolle Erwachsene zu werden. Diese Aufgabe gliedert sich zum einen an die gesellschaftlichen Anforderungen an; der Norm entsprechend, ist es üblich, dass die Kinder irgendwann das Elternhaus verlassen und selbstständig leben. Zum anderen ist es sicherlich ein persönliches Ziel, dass die eigenen Kinder eigenständig wohnen lernen und sich von zu Hause ablösen.

Hypothese 1 „Für Eltern ist es eine Unterstützung, wenn sie sich frühzeitig auf den Prozess der Ablösung ihres Kindes vorbereiten“ bestätigt sich aufgrund der Datenanalyse weitgehend. Die befragten Personen bemerken, dass sie sich frühzeitig auf das Ablösen vorbereitet haben oder es für sinnvoll und enorm wichtig empfinden. Es gibt kein fertiges Konzept, sondern soll der Prozess individuell den Eltern sowie dem Klienten angepasst werden.

2. Diskussion der zweiten Hypothese – Aktive Teilnahme am Ablösungsprozess

Eltern erleben es als unterstützend, wenn sie aktiv am Ablösungsprozess ihres Kindes teilhaben können.

Eltern erleben es vor allem als unterstützend, wenn sie auch nach dem Auszug ihres Kindes ernst genommen werden. Sie finden es wichtig, dass sie in Entscheidungen miteinbezogen werden. Alle vier Interviewpartnerinnen (D, E, Z, S) geben an, dass die Kommunikation zwischen ihnen und den Fachpersonen wichtig ist. Jedoch erleben sie auch negative Situationen, sprich das Personal keine Informationen an die Eltern weitergibt. Solche Erlebnisse schaden dem Vertrauen und können zu einer gestörten Zusammenarbeit beitragen. Die Elternteile beschreiben auch, dass die Kommunikation in der Wohngruppe klappt, jedoch ab und zu die Informationen von „oben“ nicht weitergeleitet werden. Dies empfinden sie als sehr ungünstig.

S: „Von der Tagesstätte hat mich niemand informiert. Das habe ich diesem Betreuer immer ein bisschen verübelt. Von diesem Zeitpunkt an... muss ich ehrlich sagen, hat das an mir genagt. Wenn er mich am nächsten Tag angerufen hätte...“ (Z. 208f.)

E: „Da habe ich gesagt, dass ich das mit der Pflegedienstleiterin anschauen möchte. Sie ist dann in ein Gespräch gekommen und dann hat man das Medikamentenblatt in Ruhe angeschaut. Jeder konnte dann seine Unsicherheiten mitteilen. Ich nehme an, auch vonseiten des Wohnheims. Dann konnte man das gut zusammen anschauen und überarbeiten, dass es alles klarer wird.“ (Z. 197f.)

Daneke (2000, 2ff), Durrant (2001, 165ff) sowie Pörtner (2003, 110ff) erläutern, dass die Arbeit mit Angehörigen oft in einem Spannungsfeld stehen kann. So können die Angehörigen, die Institution, die Klienten oder die Mitarbeiter unterschiedliche Erwartungen und Zielvorstellungen in derselben Situation haben. Es ist wichtig, dass Angehörige und Fach-

personen kooperieren und offen kommunizieren, denn eine gute Zusammenarbeit zwischen allen Beteiligten trägt zu einem Klima bei, in dem sich der Klient wohlfühlen kann.

Wie vorgängig erwähnt, ist eine gute und offene Kommunikation zwischen Eltern, Fachpersonen und dem Klienten fundamental, denn nur so kann eine zielgerichtete Zusammenarbeit gelingen. Es gibt verschiedene Modelle und Methoden, damit zwischen Menschen ein möglichst konfliktfreier Austausch funktionieren kann. Die themenzentrierte Interaktion nach Ruth Con (in Daneke, 2000, 46-50) ist eine davon.

In diesem ganzen Prozess haben die vier Interviewpartnerinnen die Erfahrung gemacht, dass sie sich selber bei der Ablösung helfen mussten oder lernen, Hilfe zuzulassen. Sie haben verschiedene Strategien entwickelt, um ihr Kind loszulassen und den Schritt des Loslassens somit besser zu akzeptieren.

Z: „Ich hatte schon ein bisschen Mühe. Dann habe ich gemerkt, dass es Freiraum gibt. Nicht nur ein bisschen, sehr viel.“ (Z. 138f.)

S: „Und wenn ich einen Moment Zeit hatte, versuchte ich irgendwohin zu gehen. Das hat mir sehr gutgetan. Einfach ab und zu irgendwohin gehen. Die Arbeit hier ist ja trotzdem nicht gemacht worden. Aber ich habe es auch genossen, einen ganzen Tag lang einfach hier alleine zu sein und ein bisschen nachzuarbeiten. Nicht immer auf die Uhr schauen und nicht mich nach ihnen zu richten. Das ist auch wieder schön, wenn man nicht so unter Zeitdruck ist.“ (Z. 152f.)

Durch das Loslösen vom eigenen Kind können zu Beginn negative Gefühle aufkommen, was ganz normal ist. Denn das Kind, das man immer bei sich hatte, beginnt nun seinen eigenen Weg zu entdecken. Auf längere Zeit werden diese Gefühle durch das Wahrnehmen von Freiheiten, Lebensfreude und Energie durch positive ersetzt (Teusen, 2013, 28–29).

Hypothese 2 „Eltern erleben es als unterstützend, wenn sie aktiv im Ablösungsprozess ihres Kindes teilnehmen können“ bestätigt sich aufgrund der Datenanalyse weitgehend. Die befragten Personen gaben zur Kenntnis, dass sie sich als Eltern in der Zusammenarbeit mit Fachpersonen ernst genommen fühlen und die aktive Teilnahme ihnen zu mehr Vertrauen und einer besseren Zusammenarbeit verhilft. Auch ist der Mitbezug ihrerseits enorm wichtig, um sich besser vom Kind abzulösen.

3. Weitere wichtige Aussagen aus Sicht der Eltern

Alle vier befragten Mütter sind auf die Geschwister ihres Sohnes / ihrer Tochter mit geistiger Behinderung eingegangen. Sie nehmen ebenfalls einen wichtigen Stellenwert ein in der Entwicklung des Kindes mit Behinderung. Die Eltern mussten jedoch auch feststellen, dass sie durch den Aufwand in der Pflege etc. beim Kind mit Behinderung die gesunden Geschwister ein wenig vernachlässigen.

Gemäss Achilles (2005, 18ff)) ist die Geschwisterbindung prägend für die weitere Entwicklung des Menschen. Sie ist die dauerhaftesten aller Bindungen. Während die Eltern sterben, die Ehen auseinandergehen und die Freunde verloren gehen, bleibt das Band der Geschwisterbeziehung bestehen. Da Geschwister derselben Generation angehören, verbringen sie mehr Zeit mit dem Bruder oder der Schwester als mit den Eltern. Wenn man aber nun ein Geschwister mit einer Behinderung hat, verändert sich manches in deren Beziehung.

Z: „Vieles nimmt man nicht wahr, weil es einfach dazugehört. Es ist eigentlich relativ gut gegangen. Zum älteren Sohn hatte sie den besseren Draht. Und beim Jüngeren: es war wie eine Bereicherung für sie. Sie lernte von ihm krabbeln. Das konnte sie vorher nicht. Auch wenn er gelernt hat aufzustehen, hat sie das auch gelernt. Aber laufen lernte sie eine Weile später. Es hat ihr viel gebracht. Vielleicht auch uns, so hat man sich ein bisschen weniger fixiert auf sie.“ (Z. 48f)

S: „Das habe ich dann mit H und D sehr geschätzt. Vor allem im ersten Jahr, als T auch weg war. Der Mittwochnachmittag war für uns schon speziell. Nach der Schule kamen sie nach Hause und wir haben es sehr genossen.“ (Z. 49f.)

4. Fazit der Datenanalyse

Durch die Datenanalyse und die Synthese ist aufgefallen, dass vor allem der Austausch mit Betroffenen, die Besichtigung der sozialpädagogischen Institutionen im Vorfeld sowie die offene und transparente Kommunikation mit den Fachpersonen als sehr unterstützend erlebt wurde. Diese Bereiche vermitteln den Elternteilen Sicherheit und Mut im Prozess der Ablösung ihres Kindes mit geistiger Behinderung.

Die Meinungen sowie die Gewichtungen in Bezug auf die Interviewfragen waren zum Teil unterschiedlich. Ich erkläre mir das so, dass die Eltern im Prozess der Ablösung verschiedene Erfahrungen und andere Sichtweisen der Lebenswelt haben und die Fragen auch differenziert aufgenommen worden sind. Diese verschiedenen Ansichten und Erfahrungen können durch Faktoren wie das Normen- und Wertesystem, in dem man lebt, die Art und den Grad der Behinderung des Kindes sowie die familiäre Situation im Allgemeinen beeinflusst werden.

VII Schlussfolgerung

Im letzten Kapitel der Arbeit werden die Grenzen sowie eine weiterführende Fragestellung aufgezeigt. Im Anschluss daran werden Handlungsvorschläge für die Praxis der Sozialen Arbeit formuliert, welche sich unter anderem aus den Interviews und dem Expertengespräch ergeben haben. Abschliessend wird die Arbeit durch eine persönliche sowie eine technische Bilanz in einer gesamten Reflexion des Prozesses abgerundet.

1. Grenzen der Forschungsarbeit

Die Faktoren, welche für Elternteile ausschlaggebend sind, um den Ablösungsprozess problemlos zu bewältigen, sind sehr vielfältig und komplex. Daher kann kein Katalog erstellt werden, der alle wichtigen Faktoren enthält. Wenn es ein Rezept geben würde, könnten Familien dies nutzen, um das Kind und sich selbst im Ablösungsprozess zu unterstützen. Jedoch ist dies nicht möglich, da jeder Mensch anders ist und anderen Werten mehr oder weniger Bedeutung beimisst. Verschiedene Tipps von Institutionen oder Betroffenen können unterstützend in diesem Prozess sein.

Es ist vielmehr erforderlich, dass die Ressourcen der verschiedenen Familien zu Beginn analysiert werden und daraus eine individuelle Planung für die Ablösung erstellt wird. Auch ist es bedeutend, dass die Fachpersonen genügend Wissen in dem Bereich Ablösung besitzen und in diesen Themen sensibilisiert werden.

Zu beachten ist, dass die interviewten Elternteile mitten im Prozess der Ablösung waren und zum Teil der Sohn / die Tochter noch sehr häufig bei ihnen zu Hause wohnt und nur teilweise in einer Wohngruppe übernachtet. Die Antworten wären sicherlich anders ausgefallen, wenn der junge Erwachsene noch keinen Kontakt zu einer Wohngruppe hätte oder er schon permanent in einer sozialpädagogischen Institution wohnen würde. Weiter zu erwähnen ist, dass sich nur Mütter für ein Interview bereit erklärt haben. Daraus zu schliessen ist, dass die Mütter vielleicht mehr in den Prozess eingebunden werden oder auch zeitlich für das Interview flexibler sind.

Eine Grenze in der Bachelorarbeit zeigt sich darin, dass die befragten Mütter aus Gründen der Privatsphäre eventuell nicht auf alle für meine Arbeit wichtigen familieninternen Fragen eingegangen sind. Es kann sein, dass sie durch zu viel Freigabe von Daten das System der Familie bedrohen könnten. Auch kann durch das Preisgeben von intimen Informationen eine Grenze überschritten werden, die von der Familie gewahrt werden will.

In der Diplomarbeit wird kein Anspruch auf Vollständigkeit in Bezug auf die erlebten Faktoren der Eltern im Ablösungsprozess ihres Kindes erhoben. Durch die qualitative Methode hatte ich den Vorteil, dass ich auf die individuellen Erlebnisse, Erfahrungen und Sichtweisen eingehen konnte. Jedoch kann so keine ganzheitliche und allgemeingültige Erkenntnis gewonnen werden.

Diese Forschungsarbeit soll betroffene Elternteile und ihre Angehörigen sensibilisieren und ihnen einen Einblick in unterstützende Faktoren im Ablösungsprozess verschaffen. Auch kann diese Arbeit den Elternteilen eine Anregung geben, um ihre Situation in der Familie zu reflektieren.

Auch die Fachpersonen sollen durch diese Bachelorarbeit sensibilisiert werden und ihre alltägliche Arbeit in einer sozialpädagogischen Institution hinterfragen. Durch die Sichtweise der Eltern in dieser Arbeit kann ein Perspektivenwechsel durch die Fachpersonen stattfinden.

2. Weiterführende Fragestellungen

Beim Erstellen dieser Forschungsarbeit bin ich auf weitere Fragen gestossen, die mit derselben Thematik verbunden sind. Aus zeitlichen Gründen und aufgrund der Richtlinien zum Umfang der Arbeit konnte jedoch auf folgende Fragen nicht weiter eingegangen werden.

- Die Stichprobe wurde auf Eltern beschränkt, deren Sohn oder Tochter mit geistiger Behinderung von zu Hause auszieht und in eine sozialpädagogische Institution einzieht. Die Zielgruppe könnte durch „Geschwister von Menschen mit einer geistigen Behinderung“ oder durch „Fachpersonen, die in sozialpädagogischen Institutionen tätig sind“, ersetzt werden. Diese Ergebnisse könnten dann mit den vorliegenden Ergebnissen der Forschungsarbeit verglichen werden.
- In der Forschungsarbeit werden unterstützende Faktoren in der Phase der Ablösung untersucht. Vor allem die Auseinandersetzung mit der Ablösung im Vorfeld und der aktive Miteinbezug im Ablösungsprozess. Es wäre interessant zu erfahren, was für Ergebnisse gewonnen werden könnten, wenn diese Bereiche einer vertieften Untersuchung unterzogen würden.
- Bei meiner Forschungsarbeit wurden einige interessante Themen nicht vertieft diskutiert oder gar nicht berücksichtigt. Darunter ist die unterschiedliche Bewältigung des Ablösungsprozesses bei Vätern und Müttern oder zwischen Eltern und ihrem Kind mit geistiger Behinderung.
- Weiter wäre interessant zu untersuchen, was es für Unterschiede gibt bei Familien mit gesunden Kindern und Familien mit Kindern mit einer geistigen Behinderung. Daraus könnte man Schlüsse ziehen, welche Bewältigungsstrategien dort angewendet werden und ob es überhaupt Unterschiede gibt.

3. Perspektiven und Haltungsvorschläge für die Praxis

Durch die Interviews mit den Eltern eines Kindes mit geistiger Behinderung, das Expertengespräch mit Frau Paula Schmid, die Datenanalyse und die Synthese wurden einige Handlungsvorschläge für die Praxis formuliert. Diese Hinweise sind Vorschläge zum einen für Eltern, deren Kind mit geistiger Behinderung von zu Hause auszieht, und zum anderen für Fachpersonen, die in sozialpädagogischen Institutionen arbeiten.

- *Elternabend spezifisch für die Thematik Auszug*
In den Interviews mit den Eltern ist erläutert worden, dass sie zwar vorher in der Heilpädagogischen Schule einen Einblick in die Wohngruppe erhalten hätten und die Fachper-

sonen mit ihnen darüber gesprochen hätten, jedoch sie sich in dieser Phase mehr Unterstützung gewünscht hätten. Sinnvoll wäre es, wenn man schon früh mit dem Thema Wohngruppe und Auszug beginnen würde. Wünschenswert wäre es daher, eine Fachperson in der Institution vorzufinden, die sich spezifisch mit dem Ablösungsprozess beschäftigen würde. Diese würde dann ein- bis zweimal jährlich einen Elternabend organisieren und den Eltern auch anbieten, jederzeit mit ihr Kontakt für ein Einzelgespräch aufnehmen zu können. Vielleicht könnte diese Fachperson ein Elternteil sein, dessen Kind den Auszug von zu Hause bereits hinter sich hat.

- *Konkurrenz für insieme Oberwallis*

Im Expertengespräch ist das Thema „Konkurrenz“ aufgekommen. Frau Schmid hat beschrieben, dass es sehr wenige Wohnplätze gibt für Menschen mit einer geistigen Behinderung. Dadurch fallen die Auswahlmöglichkeiten ganz oder teilweise weg. Sinnvoll wäre es darum, eine andere Institution ins Leben zu rufen. Somit würden eventuell neue und andere Richtlinien geschaffen werden, da eine Art Konkurrenzkampf entstehen würde. Die Wohnplätze würden aufgestockt und die Auswahlmöglichkeiten erhöht. Somit wären auch die Selbstbestimmung der Eltern sowie deren Kinder gewährleistet.

- *Selbsthilfegruppen*

Von der Expertin Paula Schmid sowie von den Eltern, die interviewt worden sind, ist das Thema Selbsthilfegruppe aufgegriffen worden. Mehrere Eltern haben bemerkt, dass ihnen der Austausch zu anderen Betroffenen sehr wichtig sei, jedoch oft fehle. Der Wunsch, mit Menschen zu kommunizieren, die dasselbe Schicksal durchleben, ist offensichtlich vorhanden. Die Idee, eine Selbsthilfegruppe zu initiieren, die sich spezifisch mit dem Thema Ablösung beschäftigt, wäre daher ein weiterer Handlungsvorschlag für die Praxis.

- *Kurse für Fachpersonen*

Die Sensibilisierung im Bereich des Ablösungsprozesses ist für Fachpersonen fundamental. Eine Sichtweise zu erhalten, die einen selbst positiv stimmt und die Eltern sowie die Klienten in ihrem Verhalten zu verstehen versucht, vereinfacht das Zusammenarbeiten um ein Vielfaches. Somit wäre es zweckmässig, wenn spezifische Kurse für Fachpersonen stattfinden würden.

- *Klare Richtlinien für Institutionen, wenn ein neuer Klient einzieht*

Durch eigene Erfahrungen und durch Beiträge in den Interviews ist klar geworden, dass oftmals klare Richtlinien in Institutionen fehlen, wenn es darum geht, den Eintritt eines neuen Klienten möglichst einfach zu gestalten. Im Anhang 5 findet sich ein Vorschlag, wie solche Richtlinien aussehen könnten.

- *Schnuppern in Wohngruppe*

In den Interviews ist von den Müttern angegeben worden, dass ihre Kinder zwar in der Tagesstätte schnuppern konnten, jedoch das Schnuppern in der Wohngruppe entfallen ist. Um Vertrauen seitens der Eltern sowie deren Kindern zur neuen Situation aufzubauen, ist es von grosser Bedeutung, wenn man einander zuerst kennenlernt. So eignet sich das Schnuppern im Vorfeld des Einzugs in eine sozialpädagogische Institution bestens. Dadurch können nicht nur der Klient und dessen Eltern die Institution kennenlernen. Auch kann das Fachpersonal mit dem neuen Klienten und seinen Angehörigen in Beziehung treten.

- *Schrittweises Anpassen des Auszugs: Katalog mit Tipps (Vorschlag im Anhang 6)*
Aus den Interviews und dem Expertengespräch kann ich ableiten, dass eine schrittweise Anpassung im Ablösungsprozess erforderlich ist. Demzufolge kann ein Katalog mit Tipps helfen, wie Eltern vorgehen können. Diese Aufstellung kann jedoch nur als Vorschlag gesehen werden, da sich jede Ablösung individuell gestaltet. Im Anhang 6 ist ein Versuch solch einer Übersicht vorhanden.
- *Wohngruppen altersgemäss aufteilen*
Aus eigener Erfahrung kann ich sagen, dass die Wohngruppen altersgemäss sehr durchmischt sind. Ob dies nun ein Vor- oder ein Nachteil ist, kann diskutiert werden. Ein Elternteil hat im Interview erwähnt, dass dieser grosse Altersunterschied für sie ein Nachteil ist. Ihr Sohn hätte grosse Anpassungsschwierigkeiten gehabt, da er in der Heilpädagogischen Schule immer unter Gleichaltrigen war. Jedoch wird dies im Oberwallis durch das eher kleine Einzugsgebiet nicht umsetzbar sein.
- *Begleitung durch Fachperson während dem Ablösungsprozess*
Schon während dem Schnuppern ist es sehr wichtig, dass eine Person den Klienten begleitet. Am besten ist es, jemanden für die Begleitung zu bestimmen, der den Klienten schon gut kennt. Dies kann die Heilpädagogin der Klasse sein, die der Klient noch besucht oder besucht hat. Oder wenn der Klient schon in einem Internat war, wäre es der Sozialpädagoge des Internats. Dabei können wertvolle Tipps an die neuen Begleitpersonen weitergegeben werden. Dies vermittelt Sicherheit gegenüber den Eltern, dem Klienten und den Fachpersonen.

4. Persönliche Stellungnahme zu den Zielen der Forschungsarbeit

Abschliessend werde ich nun die definierten Ziele der Bachelorarbeit überprüfen. Diese sind in drei Punkte eingeteilt, wobei ich folgendermassen darauf eingehe:

- *Persönliche Ziele*
Durch die intensive Auseinandersetzung mit verschiedenen Theorien habe ich diesbezüglich enorm viel Wissen erhalten. Dadurch hat sich auch die persönliche Sichtweise und Haltung im Hinblick auf den Ablösungsprozess verändert. Meinerseits hat sich ein grösseres Verständnis gegenüber den Eltern und deren Kind mit einer geistigen Behinderung, das von zu Hause auszieht, gebildet.
- *Methodische Ziele*
Durch das Aufzeigen von verschiedenen Theorien, die sich mit dem Ablösungsprozess befassen, wird das Thema vertieft behandelt. Die Sichtweise der Eltern wird im methodischen Teil theoretisch begründet. Durch das Recherchieren und intensive Auseinandersetzen mit dementsprechender Literatur erhielt ich viel wichtiges Wissen in diesem Thema.
- *Ziele für die Berufspraxis*
Dem Team der Wohngruppe, in der ich arbeite, wurde die Bachelorarbeit präsentiert. Wichtige Aussagen der Eltern wurden behandelt und diskutiert. Die Sichtweise des Teams wurde dadurch sensibilisiert und hat sich zum Teil auch verändert. Im Anhang 6 habe ich eine Liste mit Tipps erstellt, die Eltern in diesem Prozess unterstützen können.

Weiter ist im Anhang 5 ein Katalog mit Faktoren zu finden, der Richtlinien aufzeigt für die Praxis. Diese Richtlinien sollen den Institutionen dabei helfen, das Einziehen eines neuen Klienten einfacher zu gestalten.

Somit kann ich sicherstellen und bin überzeugt, dass alle definierten Ziele erreicht wurden.

6. Technische Bilanz

Zeit	Arbeiten
Juni – September 2014	<ul style="list-style-type: none"> – Verfassen des Projekts – Abgabe des Projekts
Oktober – Dezember 2014	<ul style="list-style-type: none"> – Anfragen der Personen – Fragen fürs Experteninterview erstellen – Erstellen des Interviewleitfadens
Januar – März 2015	<ul style="list-style-type: none"> – Durchführung der Interviews – Transkription der Interviews
April – Mai 2015	<ul style="list-style-type: none"> – Auswertung der Interviews – Beenden des Theorieteils – Schreiben der Bachelorarbeit
Mai 2015	<ul style="list-style-type: none"> – Rohfassung der Bachelorarbeit
Juni 2015	<ul style="list-style-type: none"> – Überarbeitung der Bachelorarbeit
Juli 2015	<ul style="list-style-type: none"> – Abgabe Bachelorarbeit
August 2015	<ul style="list-style-type: none"> – Präsentation

Die oben aufgeführte Tabelle zeigt den Zeitplan der Bachelorarbeit auf. Den Zeitrahmen konnte ich mehr oder weniger wie aufgeführt einhalten. In die Projektverfassung investierte ich recht viel Zeit. Somit hatte ich später beim Verfassen der Theorie wichtige Anhaltspunkte bereits abgefasst und sparte dort viel Zeit. Nachdem das Projekt angenommen wurde, überarbeitete und ergänzte ich die bereits verfassten Punkte.

Der Theorieteil wurde nun ausgebaut und einige Stellen abgeändert. Das Expertengespräch mit Frau Paula Schmid war enorm spannend. Der Theorieteil wurde nun durch Aussagen der Expertin ergänzt. Das Führen der Interviews verlief mit allen vier Elternteilen optimal. Obwohl es für mich neu war, ein Interview mit fremden Personen zu führen, legte sich die Nervosität bald. Ich bewundere die Offenheit der Elternteile. Es war hochinteressant, sich mit den Eltern über das Thema Ablösung zu unterhalten.

Nun folgte die Transkription der Interviews. Diese Arbeit war etwas weniger interessant und sehr anstrengend. Dieser Teil nahm enorm viel Zeit ein. Ich schaffte mir ein eigenes Aufnahmegerät an. Diese Anschaffung band mich an keine Zeitvorgabe betreffend Rückgabe. Ich transkribierte die Interviews erst nachdem ich alle vier geführt hatte.

Das Vorgehen der Datenanalyse fand wie folgt statt: Am Anfang markierte ich jede Variable mit einer anderen Farbe, dann strich ich in den Interviews die entsprechenden Aus-

sagen mit der markierten Farbe der Variable an. Die Interviewpartner werden mit den zufälligen Buchstaben D, E, Z und S bezeichnet. Anschliessend erstellte ich ein Auswertungsraster und fügte die markierten Textstellen darin ein. Weiter erarbeitete ich die Synthese, wobei ich noch einige Abänderungen am Theorieteil tätigen musste. Einige Kapitel fügte ich neu hinzu, überarbeitete sie oder liess sie weg. Nun konnte ich in der Synthese einen Bezug von der Theorie zur Praxis herstellen und beide Teile vergleichen. Dafür musste teils neue Literatur angeschafft werden.

In den Modulen BA1 und BA2 konnte ich wichtiges Wissen erlangen, das notwendig für das Erarbeiten der Bachelorarbeit war. Dies half mir vor allem beim Erstellen der Struktur der Arbeit. Auch nahm ich verschiedene Bachelorarbeiten von vorherigen Studierenden zu Hilfe. Weiter traf ich mich einige Male mit meiner Begleitdozentin Lucie Kniel-Fux, um diverse Fragen zu klären. Diese Treffen waren für mich enorm wichtig und bedeuteten eine riesige Unterstützung beim Schreiben der Forschungsarbeit.

7. Persönliche Bilanz

Diese Arbeit war die erste in diesem Umfang und in diesem Bereich. Es war für mich neu, eine wissenschaftliche Arbeit zu verfassen und dementsprechend musste ich relativ viel Literatur zur Hand nehmen vor Beginn des Schreibens der Arbeit.

Beim Verfassen der Arbeit ging ich sowohl durch Höhen als auch Tiefen. Es war ein langer und intensiver Prozess. Wenn ich nun zurückschaue, kann ich sagen, dass ich sehr viel Wissen zur Thematik erlangt habe. Das Schreiben der Bachelorarbeit war für mich eine berufliche wie auch persönliche Herausforderung.

Das intensive Auseinandersetzen mit der ausgewählten Thematik über einen längeren Zeitraum bereicherte mich aus fachlicher Sicht. Ich verfüge nun über sehr viel interessantes Wissen in diesem Bereich. Weiter lernte ich durch die Gespräche bemerkenswerte Menschen kennen. Ihre Offenheit und Ehrlichkeit in den Interviews bewundere ich. Diese wertvollen Aussagen haben meine Forschungsarbeit bereichert.

Aus persönlicher Sicht habe ich meine Ressourcen in den Bereichen Disziplin, Motivationsfähigkeit und Zielstrebigkeit erweitern können. Im Studium und in der vorherigen Schulzeit erledigte ich immer alles im letzten Moment. Diese Angewohnheit musste ich mir während des Verfassens der Forschungsarbeit stark abgewöhnen. Es war für mich eine Herausforderung, so lange vertieft an einem Thema zu arbeiten und immer dranzubleiben. Somit musste ich neue Arbeitsstrategien entwickeln und neue Ressourcen entwickeln oder bestehende aktivieren.

Eine Schwierigkeit war für mich, immer an der Arbeit dranzubleiben. Da meine Ausbildung berufsbegleitend ist, arbeitete ich recht viel und hatte somit nur wenig Zeit. Es war eine grosse Herausforderung die Bachelorarbeit, die noch zu absolvierenden Module, Arbeit und Freizeit unter einen Hut zu bringen. Somit war es für mich wichtig, den im Vorfeld erstellten Zeitplan einzuhalten.

Der spannendste Teil der Bachelorarbeit waren die Interviews mit den Elternteilen. Es war für mich eine neue, aber sehr spannende Erfahrung. Durch die Interviews lernte ich neue und enorm spannende Personen kennen. Es herrschte immer eine angenehme und ver-

trauenswürdige Atmosphäre bei den Gesprächen. Die Stimmung war locker und die Interviewpartnerinnen waren mir und meinen Fragen gegenüber sehr offen. Es ist nicht selbstverständlich, dass man über intime Themen Auskunft gibt. Die Aussagen der Eltern waren für mich und meine Arbeit sehr unterstützend.

Später ging ich über zur Datenanalyse. Obwohl ich am Anfang etwas Schwierigkeiten hatte, eine Struktur darin zu sehen, empfand ich es als sehr faszinierend. Es machte mir Freude, die Interviews zu analysieren und in das Auswertungsraster einzutragen. Somit sah ich den Bezug von den Aussagen der Interviews zu den ausgewählten Theorien. Wichtige Erkenntnisse und Daten kristallisierten sich so schrittweise heraus. Die Motivation, an der Bachelorarbeit zu arbeiten, verstärkte sich in diesem Teil immens.

Der Schlussteil meiner Forschungsarbeit gab mir die Möglichkeit, das Ganze zu reflektieren, indem ich die einzelnen Punkte der Arbeit revidierte. Weiter waren aber auch die Bereiche „Weiterführende Fragestellungen“ und „Handlungsvorschläge“ eine zu bearbeitende Thematik. Dies ermöglichte mir, weiter zu denken und mir Gedanken für die Zukunft zu machen.

Meine damalige Anstellung bei insieme Oberwallis als Sozialpädagogin in Ausbildung war sehr interessant im Zusammenhang mit der Forschungsarbeit. Dadurch, dass ich bereits Erfahrungen in diesem Bereich machen durfte, konnte ich diese mit der Theorie oder den Aussagen der Eltern in den Interviews vergleichen. Oft spiegelten sich die gemachten Erfahrungen mit der Theorie oder den Interviews. Manchmal aber stimmten die gemachten Erfahrungen nicht mit den beiden Aspekten überein.

Während des Verfassens der Arbeit beschäftigte ich mich persönlich oft mit der Frage, wie es sein würde, wenn ich einmal ein Kind hätte und dieses von zu Hause ausziehen würde. Weiter bin ich gerade selber in einem Ablösungsprozess. Da ich soeben nach Bern gezogen bin.

VIII Quellenangaben

1. Bücher

Achilles, Ilse. „... und um mich kümmert sich keiner!“ *Die Situation der Geschwister behinderter und chronisch kranker Kinder*. München: Ernst Reinhardt Verlag, 2005.

Beusch, Manuel. *Angst bei Kindern mit geistiger Behinderung*. Hamburg: Diplomica Verlag, 2014.

Bopp, Annette. Krohmer, Birgit (Hrsg.). *Der Baby-Guide fürs erste Jahr. Pflege. Entwicklung. Gesundheit. Alltag*. München: Kösel-Verlag, 2010.

Bundesverfassung. *Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft*. Bern: 2011.

Daneke, Sigrid. *Angehörigenarbeit*. Quedlinburg: Urban & Fischer Verlag, 2000.

Durrant, Michael. *Auf die Stärken kannst du bauen. Lösungsorientierte Arbeit in Heimen und anderen stationären Settings*. 3. Aufl. Dortmund: Borgmann Verlag, 2001.

Hähner, Ulrich et al. *Vom Betreuer zum Begleiter. Eine Neuorientierung unter dem Paradigma der Selbstbestimmung*. Marburg: Lebenshilfe-Verlag, 1997.

Hennemann, Judith. *Besonderes Glück? Hilfen für Eltern mit einem geistig behinderten Kind*. Frankfurt am Main: Mabuse-Verl., 2011.

Herzog-Diem, Ruth. Huber, Sylvia. *Selbsthilfe in Gruppen. Wie sich Betroffene erfolgreich unterstützen*. Zürich: Beobachter-Buchverlag, 2007.

Holthaus, Hanni. Pollmächer, Angelika. *Wie geht es weiter? Jugendliche mit einer Behinderung werden erwachsen*. München: Ernst Reinhardt Verlag, 2007.

Kleine Schaars, Willem. *Durch Gleichberechtigung zur Selbstbestimmung. Menschen mit geistiger Behinderung im Alltag unterstützen*. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz Verlag, 2003.

Lang, Frieder R. Martin, Mike, Pinquart, Martin. *Entwicklungspsychologie – Erwachsenenalter*. Göttingen: Hogrefe Verlag, 2012.

Mayring, Philipp. *Einführung in die qualitative Sozialforschung*. 3. überarb. Aufl. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 1996.

Papastefanou, Christine. *Auszug aus dem Elternhaus. Aufbruch und Ablösung im Erleben von Eltern und Kindern*. Weinheim, München: Juventa Verlag, 1997.

Perrig-Chiello, Pasqualina. *In der Lebensmitte. Die Entdeckung des mittleren Lebensalters*. Zürich: Neue Zürcher Zeitung Verlag, 2011.

Pörtner, Marlis. *Brücken bauen. Menschen mit geistiger Behinderung verstehen und begleiten*. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, 2003.

Przyborski, Aglaja. Wohlrab-Sahr, Monika. *Qualitative Sozialforschung*. 4. Aufl. München: Oldenbourg Verlag, 2014.

Spangler, Gottfried. Zimmermann, Peter (Hrsg.). *Die Bindungstheorie. Grundlagen, Forschung und Anwendung*. 3. Aufl. Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, 2002.

Speck, Otto. *Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Lehrbuch zur Erziehung und Bildung*. München: Ernst Reinhardt Verlag, 2005.

Sprecher, Franziska. Sutter, Patrick. *Das behinderte Kind im schweizerischen Recht*. Zürich: Schulthess Verlag, 2006.

Teusen, Gertrud. *Wenn Kinder erwachsen werden. Die Kunst des Loslassens üben*. Freiburg im Breisgau: Urania Verlag, 2013.

Theunissen, Georg. Schirbort Kerstin (Hrsg.). *Inklusion von Menschen mit geistiger Behinderung*. Stuttgart: Kohlhammer GmbH, 2006.

Thimm, Walter (Hrsg.). *Das Normalisierungsprinzip. Ein Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart eines Reformkonzeptes*. Marburg: Lebenshilfe Verlag, 2005.

Wicki, Werner. *Entwicklungspsychologie*. München: Ernst Reinhard Verlag, 2010.

World Health Organization. *Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit*. Neu-Isenburg: MMI Medizinische Medien Informations GmbH, 2005.

Wüllenweber, Ernst (Hrsg.). *Soziale Probleme von Menschen mit geistiger Behinderung. Fremdbestimmung, Benachteiligung, Ausgrenzung und soziale Abwertung*. Stuttgart: Kohlhammer Verlag, 2004.

2. Elektronische Quellen

Handicap égalité. *Die BRK in der Schweiz* [online]. Bern: 2014. URL: <http://www.egalite-handicap.ch/ja-zur-brk-in-der-schweiz.html> (18.08.2014).

insieme, Oberwallis. *Wohnen* [online]. Glis. URL: <http://www.myhandicap.ch/wohnen-wohnen-formen-ch.html> (19.08.2014).

insieme, Schweiz. *Geistige Behinderung – Definitionen* [online]. Bern. URL: <http://insieme.ch/geistige-behinderung/definitionen/> (28.10.2014).

MyHandicap. *Betreutes Wohnen als Alternative zum Heim* [online]. St. Gallen: 9.2007. URL: <http://www.myhandicap.ch/ch-behinderung-betreutes-wohnen.html> (19.08.2014).

MyHandicap. *Wohnen und Wohnformen* [online]. St. Gallen: 2004. URL: <http://www.myhandicap.ch/wohnen-wohnformen-ch.html> (19.08.2014).

Schweizerische Eidgenossenschaft. *Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen* [online]. Bern: 2014. URL: <http://www.admin.ch/opc/de/classified-compilation/20122488/index.html> (12.08.2014).

Universität Hamburg. *Klient* [online]. Hamburg: 2015. URL: <http://www.sign-lang.uni-hamburg.de/projekte/slex/seitendvd/konzepte/I52/I5252.htm> (27.07.2015).

3. Abbildungen

Abb. 1: Interaktionales Modell der Genese und des Prozesses geistiger Behinderung:
Speck, Otto. Menschen mit geistiger Behinderung. Ein Lehrbuch zur Erziehung und Bildung. München: Ernst Reinhardt Verlag, 2005.

Abb. 2: Wechselwirkung zwischen den Komponenten der ICF:
World Health Organization. Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit. Neu-Isenburg: MMI Medizinische Medien Informations GmbH, 2005.

Abb. 3: Ablaufmodell strukturierender qualitativer Inhaltsanalyse:
Mayring, Philipp. Einführung in die qualitative Sozialforschung. 3. überarb. Aufl. Weinheim: Psychologie Verlags Union, 1996.

IX Anhang

1. Interviewleitfaden Experteninterview
2. Experteninterview mit Paula Schmid
3. Interviewanfrage
4. Interviewleitfaden für die Elternteile
5. Katalog mit Richtlinien und Tipps für sozialpädagogische Institutionen
6. Katalog mit Tipps für betroffene Eltern
7. Auswertungsraster

1. Interviewleitfaden Experteninterview

Begrüssung, Einleitung, Erklärung Thema, Vorstellung

Zu Beginn möchte ich Sie fragen, ob Sie mir kurz den Verlauf Ihrer beruflichen Biographie beschreiben können? Wie sind Sie zur emera gekommen?

- Vor dem Auszug einer erwachsenen Person aus dem Elternhaus
 - Inwiefern sind Sie in Ihrer Berufspraxis ganz allgemein mit dem Thema „Auszug einer erwachsenen Person mit einer Behinderung aus dem Elternhaus“ in Berührung gekommen?
 - Was passiert in der Regel bei jungen Menschen mit einer Behinderung nach der Sonderschule (Übertritt Arbeit/Wohnen)?
 - Wenn die Eltern in diesem Prozess Hilfe brauchen, kommen sie dann selber zu Ihnen?
 - Sobald die Eltern zu Ihnen kommen und sich ein Auszug als sinnvoll zeigt: Haben die Eltern bereits Informationen über Angebote der Wohnformen etc. erhalten, z. B. aus der Sonderschulen?
 - Wie entsteht meistens die Idee des Wechsels in eine Wohngruppe aus Ihrer eigenen Erfahrung?
 - Wie alt sind die Klienten im Durchschnitt beim Wechsel in die Wohngruppe?
 - Kennen Sie – neben Ihrer eigenen Arbeit hier in der emera - konkrete Unterstützungsangebote für Eltern/Kinder vor dem Auszug?
 - Raten Sie den Eltern und/oder den erwachsenen Söhnen und Töchtern mit Behinderung vor dem Auszug Schnuppereaufenthalte zu tätigen oder sonstige Angebote in Anspruch zu nehmen?
- Während dem Auszug
 - Wie geht der eigentliche Auszug von Zuhause in eine sozialpädagogische Institution vor sich?
 - Welche Unterstützung bieten Sie von der emera aus in diesem Prozess?
 - Gibt es hier in diesem Prozess noch andere Unterstützungsangebote für die Eltern und /oder die erwachsenen Kinder mit Behinderung?
 - Können Spannungsfelder zwischen Ihnen von der emera und der Institution, welche den Sohn/die Tochter aufnimmt (z. b. insieme), sowie den Eltern und/oder der Tochter/ dem Sohn entstehen? Wenn ja, welche? Fallbeispiel?
 - Gibt es aus Ihrer eigenen Erfahrung besonders schwierige Momente für Eltern und ihre Kinder in dieser Phase?
 - Gibt es aus Ihrer eigenen Erfahrung besonders gute Momente für Eltern und ihre Kinder in dieser Phase?
- Nach dem Auszug und jetzige Situation
 - Wie sieht die Situation nach dem Auszug von Zuhause aus?
 - Gibt es besonders schwierige Situationen nach dem Auszug von Zuhause?

- Gibt es besonders schöne oder zufriedenstellende Situationen nach dem Auszug von Zuhause?
- Haben Sie persönlich besonders gute oder besonders schwierige Erfahrungen machen können, wenn der Auszug vollzogen war?

Falls Sie meinen Theorieteil der Bachelorarbeit gelesen haben:

- Gefällt Ihnen etwas besonders gut? Ist die Situation richtig dargestellt?
- Gibt es von Ihrer Seite Kritik an gewissen Aussagen/Theorien?
- Konnten Sie eine Verknüpfung von Ihrer Praxis zu den Theorien herstellen?

2. Experteninterview mit Paula Schmid

1 B: Ich begrüße dich Paula zum Expertengespräch. Es freut mich, dass du dir die Zeit für
2 mich genommen hast, um mich in meiner Bachelorarbeit zu unterstützen. Am Anfang möchte
3 ich als kleine Einleitung mich selber und das Thema vorstellen.

4 Ich heisse Imhof Bettina, ich schreibe gerade meine Bachelorarbeit, bin jetzt bald im 8. Se-
5 mester, ich schliesse im Sommer ab. Ich arbeite bei insieme als Gruppenleiterin in einer
6 Wohngruppe in Steg. Das ist auch ein Grund warum ich mich mit diesem Thema befasst
7 habe und es auch interessant gefunden habe und mir dachte, dass ich darüber gerne etwas
8 schreiben möchte. Das Thema hast du bereits gelesen. Die Fragestellung befasst sich damit,
9 dass ich Unterstützungsfaktoren herausfinden will, die es schon gibt, oder solche, die ein
10 bisschen zu wenig berücksichtigt werden für Eltern deren Kind mit einer geistigen Behinde-
11 rung von Zuhause auszieht in eine Wohngruppe.

12 Nun möchte ich als einleitende Frage von dir wissen, was du in deine berufliche Biographie
13 erlebt hast. Und wie du zur Emera gekommen bist.

14 P: Meine Erstausbildung ist medizinische Praxisassistentin. Ich habe 12 Jahre auf diesem
15 Beruf gearbeitet. Habe danach eine Familie gegründet und Kinder bekommen. Und als die
16 Kinder im Kindergarten waren, bin ich in ein neues Arbeitsfeld eingestiegen. Ich habe einen
17 Lehrgang Krankenversicherungs-Konkordat gemacht und dann selbstständig eine Agentur
18 geleitet während 8 Jahren. Als die Kinder in die OS gekommen sind und anschliessend das
19 Kollegium besuchten, suchte ich nach einer neuen Herausforderung. Ich habe mich in der
20 Berner Klinik beim Sozialdienst beworben. Dort habe ich 4 Jahre gearbeitet und berufsbe-
21 gleitend die Ausbildung zur Sozialversicherungsfachfrau gemacht. Nach diesen 4 Jahren
22 suchte ich eine neue Herausforderung. Im Sozialbereich der Berner Klinik hat es mir sehr gut
23 gefallen. Vor allem das systemische Arbeiten: mit vielen verschiedenen Disziplinen ist höchst
24 spannend, höchst interessant und sehr lehrreich. Man hat den Patienten in der Mitte und
25 man hat immer Gespräche und Rapporte. Man bekommt z. B. von der Physiotherapie mit
26 wie sie etwas sehen, und dann bekommt man mit wie es die Pflege sieht, man bekommt mit
27 wie es der Psychotherapeut sieht. Und wir als Sozialarbeitende waren dann ein wenig wie
28 der Advocatus Diaboli. Wenn zum Beispiel die Physio gesagt hat, man solle wenn sie nach
29 Hause gehen Physiotherapie machen, dass sie aus dem Haus kommen oder das sie unter
30 die Leute kommen. Dann mussten wir intervenieren und sagen: „nein, das geht nicht auf
31 Kosten der Krankenkasse.“ Was der Beweggrund war, warum ich gewechselt habe, ist,
32 dass ich gemerkt habe, dass die Zeiten, wo die Leute in der Rehabilitation bleiben durften,
33 sehr kurz waren. In dieser Zeit macht man sehr viele Abklärungen, man leitet relativ viel in
34 die Wege. Und später kann man es nicht verfolgen. Ich hatte dann den Wunsch in einem
35 Gebiet tätig zu werden, wo man Erfolg und Misserfolg begleiten kann. Die Langzeitbetreuung
36 hat mich mehr interessiert. Darum habe ich zu Emera gewechselt. Ich habe dann feststellen
37 müssen, dass mir in diesem Bereich - weil wir psychisch, körperlich und geistig behinderte
38 Menschen beraten – die Grundausbildung zur MPA enorm geholfen hat, es hat mir sehr viel
39 gebracht. Und jetzt mit dem neuen Auftrag seit 3 Jahren, wo die Leute, die im IV-Alter sind
40 und im Spital sind – auch Palliative Care – in Heime platzieren müssen, war das für mich
41 extrem wichtig und extrem gut. Das hat mir die Arbeit massiv erleichtert.

42 B: Das war so zur Einleitung: der berufliche Werdegang und die Biographie. Ich habe das
43 Gespräch in drei Teile eingeteilt. Der erste, wo es darum geht Abklärungen zu machen, alles

was noch vor dem eigentlichen Auszug ist. Zum zweiten Teil gehört dann alles dazu während dem Auszug, wenn es dann wirklich stattfindet. Und der dritte Teil befasst sich damit, wie es danach weitergeht, wenn der Klient in einer Institution wohnhaft ist, wie es danach weiter geht. Sei es mit Betreuung, Beratung usw. Im ersten Teil, alles was vor dem Auszug ist, möchte ich dich fragen, wo du ganz allgemein Berührungspunkte hattest beim Thema, wenn eine erwachsene Person mit einer geistigen Behinderung aus dem Elternhaus auszieht. Einfach ganz allgemeine Berührungspunkte.

P: Es gibt zwei Seiten. Eine Seite ist, wenn wir die Leute teils schon kennen und mit den Familien schon gearbeitet haben. Das sind vielfach Leute, die die Frühberatung von insieme bereits an uns verwiesen haben, wo wir sozialversicherungstechnische Abklärungen gemacht haben: zum Beispiel die Hilfslosenentschädigung, medizinische Massnahmen beantragt haben oder auch Entlastungsangebote organisiert haben. Das ist die eine Gruppe wo wir betreuen und dann die Platzierung vornehmen, wo wir eigentlich den Klient schon relativ gut kennen. Wo wir die Eltern und die Familienverhältnisse gut kennen. Der andere Bereich ist der, der von insieme gemeldet wird. Wenn jemand in zwei Jahren zum Beispiel 18 Jahre alt wird und dann bekommt er eine Rente und sollte dann ein Heimplatz überkommen oder teils wenn es der Wunsch der Eltern ist. Das sind diese beiden Kategorien. Teils Menschen, die wir beraten sind Eltern, wo wir dann zum ersten Mal sehen und kennen lernen wenn es soweit ist und die andere Gruppe, die wir bereits schon kennen. Das ist ein massgebender Unterschied. Mit Sicherheit ist es dann so, dass diejenigen, die wir schon kennen, wo wir zum Beispiel Entlastungsangebote oder Finanzierungsgesuche gemacht haben – dort konnten wir schon vorher ein bisschen einwirken. Man kann sie versuchen zu motivieren und sie teils im Internat platzieren oder Entlastungen über insieme in Anspruch nehmen. Für uns ist auch immer wichtig, wenn wir Finanzierungen über „Sonne für behinderte Kinder“ für Ferienangebote machen können. Dort kann man die Eltern informieren und sie unterstützen, damit sie auch Ferien machen können, damit sie sich Erholungszeit gönnen können und damit sich die Familie nicht voll um das behinderte Kind dreht, sondern sie auch als Familie bestehen können. Das ist vielfach das Thema wenn es mehrere Kinder sind. Dies erleben wir viel, dass sich alles nur um ein Kind dreht: das behinderte Kind. Für uns sowie auch für die Klienten ist gut, wenn diese uns schon von der Frühberatung gemeldet werden. Damit wissen sie, das man zur Emera gehen kann: für Sozialversicherungen und um zu schauen was das Kind für Ansprüche hat. Jetzt bekommen wir automatisch die Meldung um die Rente anzumelden. Wir geben den Eltern eine Informationsbroschüre mit allen wichtigen Informationen ab. Zum Beispiel: ein eigenes Bankkonto eröffnen, die IV-Abklärung, die Fürsorge (bis jetzt waren das die gesetzlichen Vertreter). Man muss abklären wie das jetzt neu ist für die Eltern und was für den Klienten Sinn macht. Welche Behörde ist zuständig? Das sind so Hinweise. Man muss eine Haftpflichtversicherung abschliessen, wenn das Kind in eine Wohngruppe geht. Das sind die allgemeinen Informationen, die wir diesen Leuten geben.

B: Habt ihr eher die Erfahrung gemacht, dass die Klienten, welche aus der Sonderschule kommen, sich schon dann damit auseinandersetzen auszuziehen. Oder ist es eher so, dass die Menschen mit einer geistigen Behinderung solange wie möglich Zuhause leben? Was ist die Erfahrung? Wie ist das Durchschnittsalter beim Ausziehen?

P: Jetzt ist es vermehrt so, dass die Klienten in Institutionen kommen. Vor zehn Jahren hat das alles ganz anders ausgesehen. Es gibt auch jetzt noch Fälle, wo das Wohnen gar keine Frage ist. Die Klienten sind dann zu Hause solange ihre Eltern leben und für sie sorgen zu können. Aber die Tendenz wechselt schon, dass jetzt mehr in Institutionen gehen zum Woh-

nen. Von daher ist es auch sehr unterschiedlich: manche sind im Wohnen und in der Beschäftigung, ein grosser Teil aber gehen in erster Linie nur in die Beschäftigung. Für sie ist die Tagesstätte eher die Frage als das Wohnen. Teils Eltern sind sehr gut vorbereitet. Sie wissen genau, was sie wollen. Und teils Eltern sind sehr unsicher. Sie haben irgendwie Angst vor diesem Schritt. Angst, ob es dann geht. Angst, ob das Kind dort gut aufgehoben ist und ob es dann gleich ist wie Zuhause. Es ist klar, dass die Vorbereitung früh anfangen sollte. Mit den Eltern, mit denen wir schon früh zusammen arbeiten können und die, die in die Beratung kommen für die Unterstützung und die ganze Abwicklung der Sozialversicherungen, dort haben wir bessere Möglichkeiten sie zu motivieren und vorzubereiten, dass ihre Kinder irgendwann erwachsen werden und es dann einen Schritt weiter geht. Das Loslösen vorschlagen: ein Wochenende oder einen Tag in der Woche das Kind auf eine Wohngruppe zu geben. Das ist die Tendenz, wo wir hier alle versuchen anzustreben. Damit sich die Eltern anfangen loszulösen.

B: Wo bekommen die Eltern die Informationen, dass es Emera gibt? Wird das schon in der Sonderschule an die Eltern weitergegeben?

P: Die erste Stelle ist die Frühberatung. Dann sind es die Sonderschullehrer, die die Eltern darauf aufmerksam machen. In den Elterngesprächen machen sie die Eltern darauf aufmerksam, dass es die Institution Emera gibt, und man bei Fragen dort vorbei gehen kann. Teils ist es auch so, dass die Lehrpersonen uns dazu nehmen wollen. Das sie uns Listen abgeben und wir unsere Leute schon zuteilen und dann rufen die Lehrpersonen an und sagen uns, dass sie ein Elterngespräch haben und sie hätten gerne, wenn wir dabei sind und Informationen geben können. Aber das ist eher die neuere Tendenz. Das sollte dann mit der Zeit ausschleichend sein, damit es niemanden mehr gibt, der keine Informationen hat.

B: Kannst du sagen wie die Idee des Ausziehens entsteht? Ist es so, dass der Klient selber gehen will, oder das die Eltern sagen, dass sie nicht mehr für das Kind sorgen können, wir müssen jetzt auch mal leben. Oder gibt es noch andere Möglichkeiten wie diese Idee entsteht?

P: Ich habe nie erlebt, dass ein Klient gesagt hat, dass er ausziehen will und sich gemeldet hat. Das ist sowieso schwierig bei Menschen mit einer geistigen Behinderung. Ich denke mir, dass es mit Trisomie 21 vielleicht der Fall sein könnte. Aber ich habe das nie erlebt. Ich glaube das gibt es nicht. Es sind immer die Eltern oder die Angehörigen, die sich melden oder den Wunsch haben. Sicher auch im Wissen und in der Sorge, wenn sie nicht immer da sein werden. Es kommt auch darauf an, wie alt die Eltern sind. Wenn jemand ganz jung ist und ein behindertes Kind bekommt, dann geben sie sich mehr Zeit. Wenn wir frühzeitig in Beratung gehen können, erleichtert es die Ablösung für Eltern und Kinder. Wir schlagen dann vor, dass sie sich doch mal wieder etwas alleine gönnen sollen. „Schenkt euch doch mal ein Wochenende!“. Hingegen betagte Eltern sind teils im Grosselternalter und das bedingt vermehrter Motivation und manchmal auch Intervention. Wir erleben immer ganz verschiedene Situationen. Es beruhigt die Eltern, wenn man ihnen sagen kann, dass für ihre Tochter oder ihren Sohn mit einer geistigen Behinderung gesorgt wird.

B: Hast du ein Fallbeispiel wie der Verlauf bei Emera vor sich geht? Der erste Teil hast du ja schon erläutert. Sei es durch Frühberatung oder auch durch Elterngespräche. Wie ist es, wenn der Zeitpunkt gekommen ist? Wie geht es vor sich? Es kann ganz allgemeine sein, es kann auch anhand eines Fallbeispiels sein.

134 P: Vielleicht ein Fallbeispiel meiner letzten Klientin, die ich gerade am Platzieren und Abklä-
135 ren bin. Da ist es so, dass die Eltern sehr gut informiert waren. Sie hatten sehr viel Eigenbe-
136 stimmung wenn es darum ging, was mir ihrer Tochter passieren oder nicht passieren soll.
137 Sie haben klare Informationen bekommen, wenn die Schule beendet ist und die Abklärungen
138 laufen (Rente). Wie es dann weiter geht und dass sie sich dann bei Emera melden sollen. Im
139 Erstgespräch versuchen wir die Situation zu erörtern und lernen den Menschen mit geistiger
140 Behinderung kennen. Danach schauen wir, was der eigentliche Wunsch der Eltern ist und
141 wie wir deren Ziel erreichen können. Bei diesem Elternpaar war es so, dass ihnen das Be-
142 sichtigen der Tagesstätte wichtiger war. Dann eher im zweiten Schritt die Wohnsituation. Für
143 sie war klar, dass ihre Tochter maximal einmal pro Woche in der Institution übernachten
144 würde und sonst Zuhause bleibt, hingegen die Tagesstätte während der ganzen Woche be-
145 sucht. Ich nehme mit insieme Kontakt auf und beantrage einen Besichtigungstermin. Dann
146 wird das Datum bekannt gegeben und zur gleichen Zeit wird aufgezeigt, wo es überhaupt
147 freie Plätze hat. Das ist ein Widerspruch zu unserem Platzierungsauftrag. Unser Platzie-
148 rungsauftrag, den wir vom Kanton haben, ist klar darauf fokussiert herauszufinden, was am
149 besten für den Klienten ist. Unser Auftrag ist es, dem Klienten die möglichst beste Platzie-
150 rung zu organisieren und diese nach drei Monaten zu evaluieren. Wir klären, ob es der rich-
151 tige Platz ist. Das fällt hier im Moment eigentlich schon weg, denn insieme sagt uns, wo es
152 Plätze hat und wo es überhaupt geht. Laut Vorgaben und Pflichtenheft ist es so, dass wir
153 dem Klienten verschiedene Möglichkeiten zeigen sollten und dass die Eltern danach bestim-
154 men oder auswählen können, welcher Ort richtig ist. Moment sind wir in der Situation, dass
155 wir die freien Plätze anschauen können, die uns dargelegt werden. Die freie Wahl und die
156 Suche nach der optimalen Situation für den Klienten fallen somit weg. Dies aufgrund dem,
157 weil wir nicht mehr Kapazität haben. Im Oberwallis ist es vor allem im Wohnbereich schwie-
158 rig. Jedoch auch in den Tagesstätten hat es sehr wenige Plätze. Es ist häufig der Wunsch,
159 dass zum Beispiel der Sohn/die Tochter die Tagesstätte in Visp besuchen kann und auch in
160 Visp wohnen kann. Dies geht häufig nicht. Die freie Wahl und der optimale Platz können wir
161 somit nicht garantieren. Wenn sich dann die Eltern entschieden haben, dann schauen wir
162 zuerst die Wohngruppe an. Es kann auch sein, dass wir Wohnstätte und Tagesstätte in der
163 gleichen Woche besichtigen können. Dies stimmen wir individuell auf die Eltern und ihr Kind
164 ab. Vor allem mit Menschen mit einer geistigen schweren Behinderung, machen wir die Erst-
165 besichtigung ohne die Tochter / den Sohn. Es würde wenig Sinn machen, da es mit viel
166 Stress verbunden ist. Wir schauen dann alles nur mit den Eltern an. Mit den Eltern aus dem
167 Fallbeispiel gehe ich diese Woche die Wohnsituation anschauen. Sie haben die Tagesstätte
168 schon besichtigt. Sie wollten das schon sehr früh. Die Tochter wird erst im August dort ein-
169 treten und anfangen zu arbeiten. Das ist auch etwas, was wir nicht selber bestimmen kön-
170 nen. Wenn der Wunsch von den Eltern da ist, dann versucht man alles so früh wie möglich
171 zu machen. Bei anderen sagen wir, dass sie sich bei uns melden sollen. Wir sagen ihnen
172 auch, dass das Gesuch dem Eintritt der Tochter / des Sohnes bewilligt werden muss. Meis-
173 tens machen wir dieses Gesuch im Mai/Juni. Es ist jede Situation individuell. Man muss sehr
174 viele Formulare ausfüllen. Dort gibt es auch Selbsteinschätzungen: die Eltern können die
175 Person in der Selbstständigkeit und in den Fähigkeiten einschätzen. Und wir machen das
176 von uns aus auch. Wir können das teils gar nicht beurteilen, weil wir deren Söhne oder Töch-
177 ter gar nicht kennen. Wir stützen uns somit auf das, was die Eltern ausfüllen, jetzt im speziel-
178 len Fall von insieme. Danach geht das an den Kanton und an die Dienststelle für Sozialwe-
179 sen. Das Gesuch wird vom Zentrum für Indikation und Begleitung beurteilt und bewilligt. Wir
180 bekommen eine schriftliche Bewilligung für die Platzierung. Nach drei Monaten planen wir
181 die Evaluation: manchmal macht man beides zusammen (Tagesstätte und Wohnbereich).

Wir richten uns da auch an die Institutionen. Wir könnten auch alles hier bei Emera machen, da der Kanton uns gesagt hat, dass wir das organisieren und bestimmen sollen. Meistens ist es einfacher und angenehmer für den Klienten und seine Familie, wenn man es vor Ort machen kann: in der Wohnung oder in der Tagesstätte. Wenn alles gut ist und die Eltern und insieme zufrieden sind, dann haben wir unseren Auftrag nach diesen drei Monaten erledigt. Wenn es Probleme gibt mit insieme, mit der Wohngruppe versucht man diese zuerst intern zu lösen. Die Eltern und die Angehörigen haben aber immer die Möglichkeit zu uns zu kommen und eine Sitzung zu verlangen für eine Umplatzierung oder anderes. Insieme macht auch Umplatzierungen ohne uns und da bekommen wir selten etwas mit. Die Eltern hätten die Möglichkeit eine Sitzung zu verlangen und alles neu zu diskutieren. Das habe ich bis jetzt aber noch nie erlebt. Im Fallbeispiel haben die Eltern eine grosse Verantwortung und ein breites Wissen. Sie sind nicht fordernd, wissen aber genau was ihre Tochter für Rechte hat und sie selber wissen genau was sie wollen. Sie wollen alles schleichend machen: das man später eventuell einen zweiten Tag dazu nimmt und langsam einsteigt. Das erlebe ich jetzt und das habe ich vor zwei Jahren schon mal im Tanja erlebt, wo sich die Eltern schon sehr früh damit beschäftigt haben. Das sind sehr positive Situationen. Ich erinnere mich an eine Situation, die ich als negativ bewerte: eine Familie, wo ich schon sehr früh beraten konnte, jedoch mit wenig Erfolg. Ich habe mich immer wieder für Entlastungsmöglichkeiten oder Betreuung des Kindes durch andere während ein paar Stunden pro Tag eingesetzt. Heute muss ich sagen, dass war wohl der Misserfolg von Arbeit und Bemühungen, wo ich versucht habe die Familie in diese Richtung zu motivieren. Es handelt sich um ein Kind mit einer schweren geistigen Behinderung, das auch noch einen schweren Herzfehler hatte. Das Kind hatte immer wieder gesundheitliche Krisen. Die Schule war damals schon schwierig – es hat sehr viel gefehlt. Wir haben x-mal versucht der Familie Ferien über eine Stiftung anzubieten. Es wäre sogar so, dass eine weitere Person mitfinanziert würde, die nur für die Betreuung des Kindes mitreisen könnte. Es gab immer wieder Absagen: etwas war medizinisch nicht in Ordnung (Herz), die Angst, dass das Kind sterben würde und man nicht weiss wie lange dass das Kind noch lebt. Diesen Fall habe ich mehr als 10 Jahre begleitet. Dieser junge Mann ist nun verstorben. Ich weiss nicht ob seine Mutter je wieder gesund wird. Von mir aus gesehen hat die Familie erhebliche Probleme sich nun zu finden. Ich habe mich enorm bemüht und immer wieder neu versucht. Ich glaube diese Mutter hat nur noch für das Kind gelebt und hat von der ganzen Familie verlangt, dass sich alle nur noch nach dem Kind richten. Nun ist sie in einer schweren Depression und findet dort nicht mehr heraus. Es scheint mir, als sei es für sie fast wie einfacher in dieser leidenden Situation zu bleiben, als sich aufzuraffen und einen neuen Weg zu gehen. Ich habe das Gefühl als verstecke sie sich in dieser Depression, um nicht etwas Neues anzupacken. Wahrscheinlich ist für sie dieser leidende Teil einfach, als in eine neue Lebensphase einzugehen. Diese Situation hat für mich einen negativen Verlauf genommen. Aus welchen Gründen auch immer: ob es für die Familie einfach so sein soll, das weiss man nicht. Das ist so meine Bewertung. Da kann man jetzt auch nicht sagen, dass sie keinen Kontakt gehabt oder die haben nicht gewusst, dass es Möglichkeiten gibt. Die haben alles sehr gut gewusst. Grundsätzlich sagt man sicher, dass Familie, die früh Informationen bekommen und sich auch früh versuchen phasenweise zu trennen, denen fällt es danach einfacher. Das ist eine Tendenz, man kann es aber nicht immer so sagen.

B: Du hast nun von diesem schwierigen Fall erzählt. Wenn ihr nach diesen drei Monaten vorbei geht und alles evaluiert wird, was gibt es dann noch für schwierige Situationen? Probleme? Spannungsfelder zwischen Emera, insieme und der Familie?

229 P: Spannungsfelder zwischen Emera und insieme gibt es vielleicht höchsten dann, wenn
230 man nicht genau weiss, was insieme von uns will oder wir von insieme. Da kann es teils
231 Missverständnisse geben: das Vorgehen zum Beispiel, aber eher kleinere Details. Sonst
232 haben wir aber mit insieme eine sehr gute Zusammenarbeit und versuchen das auch immer
233 zu verbessern, da dieser Auftrag noch gar nicht so lange bei uns ist. Es gibt ab und zu Prob-
234 leme, aber keine gravierenden. Wo es aber eher Probleme gibt, ist wenn Eltern zu uns
235 kommen uns erzählen, dass bei insieme zum Beispiel teils nicht das angenommen wird, wie
236 sie es ihnen von ihren Kindern erzählen. Wenn sie das Personal bitten, so und nicht anders
237 zu reagieren, dass das nicht so umgesetzt wird. Bei einem Falle erlebe ich das ganz extrem.
238 Da hatte ich am Anfang selber das Gefühl, dass es eine schwierige Mutter ist. Das Kind hat
239 schweres autistisches Verhalten. Wenn man von Anfang an alles so gemacht hätte, wie es
240 die Mutter gesagt hat, hätte man sich von beiden Seiten viel Ärger und Sorgen ersparen
241 können. Heute bin ich überzeugt, dass beim Übertritt in die Institution die Fachpersonen sehr
242 stark auf die Eltern hören müssen. Man sollte den Übergang im Interesse der Eltern gestal-
243 ten. Die Eltern waren das ganze Leben lang für die Kinder da und wollten nur das Beste für
244 das Kind. Plötzlich kommen Fachleute, die für das Kind eigentlich weniger Fachleute sind als
245 die Eltern selbst. Die Eltern sind die Spezialisten, die ihre Kinder 24 Stunden bei sich hatten.
246 Dort kann seitens der Eltern Frust entstehen und es kann passieren, dass sie auch aggressiv
247 werden und manchmal vielleicht mit den Fachpersonen nicht korrekt umgehen. Dies nicht
248 durch Bössartigkeit, sondern eher aus grosser Sorge um ihr Kind. Das Bedürfnis nach dem
249 Besten für das Kind. „Ich weiss es doch! Wieso machen sie das nicht so?“ Wenn Schwierig-
250 keiten auftreten, ist das eher in diesem Thema. Bei sehr schwierigen Situationen rate ich den
251 Eltern, sich selber Hilfe zu holen. Zum Beispiel das man die Situation mit einem Therapeuten
252 im PZO anschaut. Damit die Eltern vielleicht nicht auf Konfrontation gehen, sondern den Dia-
253 log suchen, aber trotzdem die Bestärkung bekommen, das mitzuteilen was sie wollen und
254 sich auch durchsetzen können. Das scheint mir sehr wichtig. Am Anfang das Kind so zu
255 übernehmen, quasi aus dem „Nest“ zu nehmen und nicht irgendwo in die Ecke zu stellen. Ich
256 denke, dass die Fachpersonen bei einem neuen Klienten ihr Allerbestes und Möglichstes
257 geben. Auf einer Seite sind viele frisch aus der Ausbildung und haben viel theoretisches
258 Wissen. Die andere Seite ist die Erfahrung. Diese beiden Dinge sollten eine Symbiose ge-
259 ben. Das ist sicherlich für die Fachleute der Institutionen nicht immer einfach. Ich kann mir
260 gut vorstellen, wenn man ein schwer behindertes Kind hat auch oft hilflos ist. Erfahrungen,
261 wenn andere am Kind etwas nicht richtig machen, ihm Schmerzen zufügen oder es hänseln.
262 Da wird man zur Furie. Bei einem Kind mit einer Behinderung erst recht. Und je nach dem
263 wie man selber gelernt hat sich zu wehren oder auf welcher Ebene man kommuniziert, kann
264 man in eine Hilflosigkeit fallen und manchmal nicht immer adäquat reagieren. Ich denke,
265 dass in solchen Situationen wir als Fachleute versuchen müssen souverän zu bleiben und
266 Verständnis aufzubringen. Die Eltern machen die Arbeit ohne es gelernt zu haben. Wir ha-
267 ben dafür eine berufliche Ausbildung gemacht. Meistens zeigen aggressive Reaktionen sei-
268 tens der Eltern Hilflosigkeit. Kann man ihnen die Gewissheit geben, dass sie immer Fragen
269 stellen dürfen und das Gespräch suchen können, beruhigt sich die Situation meistens.

270 B: Hast du ein Fallbeispiel, dass dir sehr positiv in Erinnerung geblieben ist? Wo die Eltern
271 vielleicht selber positive Rückmeldungen gegeben haben und die Zusammenarbeit zwischen
272 den Eltern, Emera und insieme sehr gut läuft?

273 P: Ja da habe ich sehr ein gutes Beispiel. Die Eltern waren sich bereits ganz am Anfang,
274 wenn das Kind zu insieme gekommen ist, bewusst, dass es nach der Volljährigkeit Verände-

275 rungen geben wird und das sie ihr Kind an eine Institution abgeben wollen. Dort habe ich
276 eine wahnsinnig gute Erfahrung machen dürfen mit einer Mutter. Das Kind war durch einen
277 Operationsfehler schwerst behindert. Die Mutter hat einen Migrationshintergrund. Ich habe
278 noch nie erlebt, dass eine Person so positiv über ihr Schicksal gesprochen hat. Mit einer
279 Souveränität, die ich noch nie erlebt habe. Meistens erlebt man eher, dass sie sich ein bisschen
280 beklagen. Bei dieser Frau habe ich etwas sehr Tolles erlebt. Im Sinn von Entwicklung
281 und Loslassen. Sie hat alles zusammen mit ihrem Mann aufgebaut und sich vorbereitet. Sie
282 haben das Kind immer ins Lager gegeben. Sie planten dann den Übertritt ins Tanja. Sie ha-
283 ben sich durchgesetzt und gesagt, dass sie ihr Kind nirgendwo sonst geben wollen. Das sei
284 der nächste Ort von ihrem Wohnort und sie wollen das nicht anders. Und alles mit einer ge-
285 sunden Bestimmtheit. Die Frau hat mir dann ein Erlebnis erzählt. Sie hätte nun mehr Freizeit,
286 seitdem ihr Sohn in der Tagesstätte ist und auch zwei Nächte dort schläft. Sie hätte nun wie-
287 der die Integration ins Dorf gefunden. Aber sie könne mit diesen Frauen fast nicht mehr zu-
288 sammen sitzen. Wenn sie mit ihnen zum Beispiel ein Kaffee trinken gehe, fallen alle über die
289 Lehrer her, alle wollen super intelligente Kinder haben und beschäftigen sich damit, dass ihre
290 Kinder zu wenige gute Noten haben. Nur das sei das Thema: der Ehrgeiz ihrer Kinder und
291 was sie für Leistungen erzielen. Dann hätte sie ihnen einmal gesagt, dass sie diese Sorgen
292 alle nicht hätte. Ihr Sohn bringe immer gute Noten nach Hause. Das ist mir fürs Leben ge-
293 blieben. Ich frage mich, wie diese Frauen wohl reagiert haben. Sie haben nichts mehr gesagt
294 glaube ich. Und ich finde diese Frau hat einen schweren Weg hinter sich. Ihr Kind hat sie
295 sehr intensiv und liebevoll betreut. Das ist für mich ein Paradebeispiel. Auch wie sie heute
296 darüber spricht: sie sagt nicht, dass es enorm schwierig ist, sie sagt, dass es so schön ist,
297 wenn sie ihren Sohn bei sich Zuhause hat. Sie würde das so sehr geniessen und zwischen-
298 durch würde sie in der Institution vorbei schauen, um zu sehen, wie es ihrem Sohn geht. Sie
299 ist eine Frau, die hingeht und sagt was sie will. Wenn sie nicht einverstanden ist, verlangt sie
300 zum Beispiel eine Sitzung um etwas zu verändern. Aber dann wieder gut über die Institutio-
301 nen spricht und sagt, was diese für eine grosse Arbeit leisten und wie froh das sie ist, dass
302 sie ihr Kind dort abgeben kann. Es gibt immer überall zwei Seiten und diese Frau finde ich
303 absolut souverän.

304 B: Ich denke, es ist vielfach auch das Vertrauen gegenüber den Fachpersonen was vieles
305 ausmacht?

306 P: Ja. Ich persönlich habe nie erlebt, dass jemand nach den drei Monaten (wo wir dann nicht
307 mehr beteiligt sind), zu uns gekommen sind und gesagt haben, dass sie eine Sitzung wollen
308 oder ein riesen Problem hätten. Ich denke, wenn es Probleme gibt, hat man das meist vor
309 Ort gelöst. Dies macht auch mehr Sinn. Und ich denke, es geht nicht um Probleme, dass
310 man das Kind aus der Institution herausnehmen will. Es gibt ja keine andere Möglichkeit im
311 Oberwallis. Ich denke, insieme löst die Probleme meist intern.

312 B: Ich habe dann noch eine persönliche Frage. Wenn ein „normales“ Kind die Schule macht
313 und dann eine Lehre und später dann auszieht. Dann ist das einfach so. Das hinterfragt nie-
314 mand, ob das jetzt gut oder schlecht ist. Findest du, dass es überhaupt notwendig ist, dass
315 ein Mensch mit einer geistigen Behinderung auszieht? Oder findest du, dass es in manchen
316 Situationen nicht notwendig ist? Haben sie das gleiche Anrecht oder ist es nicht immer sinn-
317 voll?

318 P: Es ist sicherlich dann nicht sinnvoll, wenn das Kind mit allem nicht klar kommt und leidet.
319 Oder wenn es sich auf eine Seite hin verändert, die nicht mehr gesund ist. Es ist auch nicht

320 gut, wenn die Eltern nicht die Fähigkeit erlernen können, ihr Kind abzugeben. Wenn es
321 Zwang oder ein riesen Druck mit sich bringt. Das würde niemandem etwas bringen. Es gibt
322 sicherlich Situationen, die man einfach so belassen muss. So wie ich es im Fallbeispiel auch
323 erzählt habe. Man kann einfach nicht immer alles heilen, gut machen und gut regeln. Es
324 kann sein, dass es für uns dann gut wäre, aber für die anderen manchmal nicht. Sonst bin
325 ich der Meinung, dass man so gut wie möglich nach dem Normalitätsprinzip überlegt. Man
326 kann es vielfach als Argument anwenden, wenn noch ein Kind ohne Behinderung da ist. In-
327 dem man fragt, ob man dieses Kind auch immer zu Hause lassen will. Oder wenn man fragt,
328 wo das andere Kind ist. Und sie sagen, dass der schon vor drei Jahren ausgezogen ist und
329 geheiratet hat. Das ist eine gute Möglichkeit, im Gespräch aufzuzeigen, dass es normal ist,
330 wenn die Kinder ausziehen. Ich finde es enorm wichtig, dass das passiert. Ich finde es wich-
331 tig für die Eltern. So können sie ihr Leben gleich wie bei einem gesunden Kind weiterleben.
332 Sie geben den Kindern nur noch Besuchsrechte. Menschen mit einer Behinderung können
333 sicherlich mit ähnlichen Menschenbildern umgehen und sich besser verständigen. Sie kön-
334 nen sich so auch wohler fühlen. Nachfragen kann man dies vielfach nicht. Aber sie zeigen es
335 mit Gesten. Die Mutter vom jungen Mann aus dem Fallbeispiel hat mir gesagt, dass sie so-
336 fort merke, wenn es ihrem Sohn nicht gut geht und dass er es zeigen würde. Auch das die
337 Eltern die Verantwortung abgeben können. Es ist auch immer die Frage, wenn es um „die
338 Fortführung der elterlichen Fürsorge“ (die es heute nicht mehr gibt), geht. Jetzt gibt es Bei-
339 standschaften. Es ist dann die Frage wenn es nicht um schwerste Behinderungen geht, wo
340 die Eltern teils mit den Kindern im Clinch sind (Finanzen). Dort zeigen wir ihnen die Möglich-
341 keit auf, dass es besser ist, wenn die Beistandschaft eine neutrale, aussenstehende Person
342 für ihr Kind übernimmt. Wenn es immer wieder Reibungsflächen gibt. Damit sie weiterhin als
343 Eltern funktionierten können. So können Streitigkeiten vermieden werden. Das ist eher so bei
344 leichten Behinderungen wie Intelligenzminderung. Es kommt immer drauf an wie stark die
345 Behinderung ist. Bei Kindern mit schweren Behinderungen ist das kein Thema. Aber auch da
346 sage ich immer, dass es diese Möglichkeit gibt, dass es jemand Neutrales macht. Oder das
347 es jemand aus der Verwandtschaft übernimmt um die Eltern zu entlasten. Die Tendenz ist zu
348 99 % so, dass das die Eltern übernehmen.

349 B: Ich komme dann schon fast zum Schluss. Nach dem Auszug und nach diesen drei Mona-
350 ten seid ihr nicht mehr zuständig, ausser wenn die Eltern eine Beratung verlangen.

351 P: Genau, dann sind wir nicht mehr zuständig und haben unseren Auftrag erfüllt. Wir schrei-
352 ten nur ein, wenn entweder insieme, also die Institution zu uns kommt und sagt, dass sie
353 Schwierigkeiten haben und eine Sitzung wollen. Oder wenn die Klienten, also die Eltern zu
354 uns kommen. Sonst ist der Auftrag von uns aus erledigt. Was auch wichtig ist, dass man den
355 Eltern beim Übertritt, bei der Abklärung der Finanzierung, bei der Hilfe beim Beantragen der
356 Ergänzungsleistungen, beim Aufzeigen der Ansprüche des Kindes, ihnen eine Sicherheit
357 geben kann. Im Kanton Wallis haben wir die Möglichkeit, auch wenn die Eltern wegfallen
358 würden, dass das Kind finanziell abgesichert ist. Es kann in einer Institution leben. Seine
359 Sozialversicherungen decken seinen Lebensbedarf und die Betreuung. Das ist eine grosse
360 Sicherheit für die Eltern. Die Eltern sehen so, dass sie sich keine Sorgen machen müssen
361 oder immer nur für das Kind sparen. Den Eltern diese Sicherheit zu geben gehört zu einen
362 der wichtigen Funktionen von uns.

363 B: Zum Schluss: du hast gesagt, dass du meine Theorie gelesen hast. Dort will ich nur kurz
364 darauf eingehen. Es ist halt immer so, wenn man nur ein bisschen in dieser Praxis drin ist,

365 kann es dann alles recht theoretisch sein. Dort will ich dich fragen, ob es etwas gibt, womit
366 du überhaupt nichts anfangen konntest?

367 P: Nein, ich habe nichts gefunden, wo ich finde, dass es gar nicht passt. Es sind teils Dinge,
368 die in der Theorie funktionieren und in der Praxis anders sind. Alles entsteht durch Theorien
369 und die Erfahrungen in der Praxis verändern dann die Theorien. Etwas Kleines ist mir aufge-
370 fallen: du hast irgendwo benannt, dass die Eltern „ein schlechtes Gewissen“ hätten. Dies
371 bezweifle ich. Ich nenne das nicht „schlechtes Gewissen“, ich nenne es eher so, dass man
372 sich „verantwortlich macht“. Man ist verantwortlich. Und die Frage, ob man etwas falsch ge-
373 macht hat. Zum Beispiel wenn das Kind mit einer Behinderung auf die Welt kommt, da glau-
374 be ich nicht, dass sie ein schlechtes Gewissen haben, dass das Kind behindert ist, sondern
375 dass sie eher Schuldgefühle haben. Vielfach sind das grosse Themen bei Eltern, deren Kind
376 psychisch krank ist. Ich habe ein paar Jahre die Gruppe auf der Angehörigenarbeit für psy-
377 chisch kranke begleitet. Dort ist das ein wahnsinnig grosses Thema. Das die Eltern sagen,
378 dass sie für ihr Kind doch immer gut geschaut hätten. In diesem Zusammenhang würde ich
379 nicht von „schlechtem Gewissen“ sprechen.

380 B: Gibt es etwas, was du in der Theorie nicht gefunden hast? Etwas was noch wichtig wäre
381 in diesem Zusammenhang? Ich setzt den Fokus in meiner Theorie eher auf die Angehöri-
382 genarbeit und alles andere ist eher zur Erklärung.

383 P: Was ich mir nicht sicher bin, ob es das schon gibt. Ich war immer ein Fan von Selbsthilfe-
384 gruppen. Mir ist das im Oberwallis nicht bekannt. Vielleicht würde es Sinn machen, eine
385 Selbsthilfegruppe für Eltern ins Leben zu rufen. Für den Austausch und auch, um über ge-
386 meinsame Sorgen und Erfahrungen zu sprechen. Die Eltern könnten von so einer Gruppe
387 profitieren. Völlig selbst funktionierend. Man müsste den Aufbau begleiten. Dass man schau-
388 en würde, was es für Themen geben würde. Ein Raum für eine Klagemauer. Ein Raum, um
389 zu sehen, was der Part der Eltern ist und wie man gewisse Dinge verändern könnte. Da wür-
390 de ich Sozialpädagogen der Institutionen sehen, um den Aufbau zu ermöglichen.

391 B: Mir persönlich ist im Oberwallis auch nichts bekannt. Ich denke, dass das vielen Eltern
392 entgegen kommen würde.

393 P: Ja. Wichtig wäre, dass das nicht von der Institution angeboten würde, sondern dass das
394 extern aufgebaut würde. Die Selbsthilfegruppe hätte die Möglichkeit für gewisse Themen
395 Fachleute zu holen. Zum Beispiel die Sozialberatung (SMB) könnte Hilfe anbieten über Ver-
396 sicherungen und Möglichkeiten zu informieren. Das die Gruppe Leute dazu nehmen könnte,
397 wenn sie wollen und es spezielle Fragen gibt. Aber das sie zwischendurch wirklich völlig für
398 sich sind. Das könnte ich mir gut vorstellen.

399 B: Ja, das würde ich eine gute Idee finden. Möchtest du noch etwas hinzufügen?

400 P: Was die Eltern selber machen müssen, ist die eigene Ablösung. Da muss es auch eine
401 Vorbereitung geben. Wenn die Eltern es gut machen wollen, dann machen sie es schrittwei-
402 se, indem sie sich ablösen und Erfahrungen sammeln. Es gibt gute Wochenenden und auch
403 schlechtere Wochenenden. Da kann man nicht direkt etwas anbieten. Es gibt kein Rezept
404 wie man sich am besten ablösen kann. Es ist ein individueller und persönlicher Weg, den die
405 Eltern gehen müssen. Wünschenswert wäre sicherlich, wenn es im Oberwallis eine zweite
406 Institution geben würde, dass es ein bisschen ein Konkurrenzkampf geben würde.

- 407 B: Ja. Ich denke, dass die Angebote im Oberwallis eingeschränkt sind.
- 408 P: Ja extrem eingeschränkt. Vor zwei Jahren war es noch besser. Da konnte man noch ver-
409 schiedene Sachen zeigen. Zum Beispiel die Kreativgruppe. Und mittlerweile können wir nicht
410 mehr viel bieten. Wenn die Eltern zu uns kommen und sich beklagen, können wir ihnen nicht
411 die Möglichkeit geben etwas anderes anzuschauen. Es hat einfach das was es hat.
- 412 B: Und ausserkantonale ist natürlich auch keine Lösung.
- 413 P: Ausserkantonale wird eine Platzierung nur in Ausnahmefällen bewilligt. Die Finanzierung ist
414 und bleibt sehr wichtig. Alles muss kostendeckend sein, auch im Sozialwesen. Ich finde es
415 schade und nutzlos wie viel Zeit wir investieren für administrative Arbeiten. Diese Zeit könnte
416 man den Klienten zur Verfügung stellen. Aber es ist wie es ist.
- 417 B: Ich kann mir vorstellen, dass es vielfach an den Finanzierungen scheitert.
- 418 P: Man muss einfach immer nachweisen, dass es einen braucht. Mittlerweile brauchen wir
419 einen Drittel der Zeit um dem Kanton zu beweisen, dass es uns überhaupt braucht. Die Fra-
420 ge ist, wie man das ändern kann.
- 421 B: Ja das ist so.
- 422 P: Es hat mir sehr viel Freude gemacht. Es war eine Herausforderung, weil ich meine Arbeit
423 demnächst beenden werde, einem jungen Menschen diese langjährige Erfahrung mitzuge-
424 ben. Ich habe es gerne gemacht und hoffe, dass ich dir helfen konnte und dir die Fragen so
425 beantworten konnte, wie du es wolltest. Ich wünsche dir noch sehr viel Glück bei deiner Ar-
426 beit.
- 427 B: Ich danke dir für die wertvollen Informationen. Deine Erfahrung finde ich neben der Theo-
428 rie sehr wertvoll für meine Arbeit. Danke viel Mal, du bist mir sehr entgegengekommen. Ich
429 bin froh, dass ich mit dir so ein super Gespräch führen durfte.
- 430 P: Gerne geschehen.

3. Interviewanfrage

Bettina Imhof
Rhodaniastrasse 3
3904 Naters

079 291 42 71

bettina.imhof@students.hevs.ch

Naters, 18. Januar 2015

An die Eltern der Klienten von insieme Ober-
wallis

Anfrage für ein Interview

Sehr geehrte Damen und Herren

Mein Name ist Bettina Imhof und ich studiere berufsbegleitend an der HES-SO in Siders Sozialpädagogik. 70% arbeite ich als Sozialpädagogin (in Ausbildung) in der Funktion der Gruppenleitung in einer Wohngruppe der Wohnregion Gampel/Steg. Momentan schreibe ich meine Bachelorarbeit über den Wechsel von erwachsenen Menschen mit einer geistigen Behinderung von Zuhause in eine Wohngruppe. Dabei will ich herausfinden, wie Eltern diesen Prozess erlebt haben.

Nun bin ich auf der Suche nach Interviewpartner/innen. Ich suche Eltern, bei denen das Kind beim Wechsel auf eine Wohngruppe zwischen 18 und 30 Jahre alt war. Weiter sollte die Tochter/der Sohn zum Zeitpunkt des Auszugs von zu Hause (oder kurz danach) bereits in der Arbeitswelt (Atelier, Werkstätte, integrierte Tagesstätte etc.) tätig gewesen sein.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie mich beim Verfassen meiner Bachelorarbeit unterstützen und sich zu einem Interview bereit erklären würden (das Interview wird anonymisiert). Gerne melde ich mich bei einer Zusage wieder, um einen Termin für das Interview zu vereinbaren.

Ich freue mich auf Ihre Antwort.

Freundliche Grüsse

Bettina Imhof

4. Interviewleitfaden für die Elternteile

Begrüssung, Einleitung, Erklärung Thema, Vorstellung

Zug Beginn möchte ich Sie fragen, ob Sie mir kurz den Verlauf der Biographie Ihrer Tochter/Ihres Sohnes erzählen können?

- Vor dem Auszug
 - Wie war die Beziehung zu Ihrer Tochter/Ihrem Sohn als sie/er klein war? (Geburt-Auszug)
 - Gab es neben ihnen noch andere Bezugspersonen (externe BZ)?
 - Gabe es schwierige Momente für Sie und ihre Familie in der Kindheit ihres Ihrer Tochter/Ihres Sohnes mit Behinderung?
 - Was für eine Schule besuchte Ihre Tochter/Ihr Sohn? Wie lange?
 - War Ihre Tochter/Ihr Sohn während der Schulzeit stets bei Ihnen wohnhaft?
 - Was passierte nach der Sonderschule (Übertritt Arbeit/Wohnen)?
 - Wie entstand die Idee des Wechsels in eine Wohngruppe?
 - Wie alt war Ihre Tochter/Ihr Sohn beim Wechsel in die Wohngruppe?
 - Wie haben Sie sich vor dem Auszug Ihrer Tochter/Ihres Sohnes zu den verschiedenen Wohnformen informiert?
 - Haben Sie im Vorfeld von verschiedenen Institutionen Informationen eingeholt? Wenn ja , von welchen?
 - Welche Informationen haben Sie von insieme Oberwallis im Vorfeld des Umzugs erhalten?
 - Durfte Ihre Tochter/Ihr Sohn vor dem eigentlichen Einzug in eine sozialpädagogische Institution einen Schnupperaufenthalt durchführen?
- Während dem Auszug
 - Wie ging der eigentliche Auszug Ihrer Tochter/Ihres Sohnes von Zuhause in eine sozialpädagogische Institution vor sich?
 - Wurden Sie von der Institution / von den Fachpersonen zu diesem Zeitpunkt unterstützt? Wie?
 - Wurden Sie als Mutter/Vater während des Einzugs auf eine Wohngruppe einbezogen? Wie?
 - Wie wurden grundsätzlich in dieser Phase Informationen ausgetauscht?
 - Kam es zwischen Ihnen, Ihrer/m Tochter/Sohn und den Fachpersonen (der Institution) Spannungsfelder? Wenn ja, welche?
 - Was hätten Sie sich während diesem Prozess seitens der Institution / Fachpersonen zusätzlich gewünscht?
 - Was würden Sie selber anders machen, wenn Sie nun zurückblicken?
 - Haben Sie noch andere Töchter/Söhne? Wenn ja, wie war es dort?
- Nach dem Auszug und jetzige Situation
 - Wie sieht die Situation heute aus? Wie oft sehen Sie Ihre Tochter/Ihr Sohn?

- Hat sich die Beziehung zu Ihrer Tochter/Ihrem Sohn nach dem Auszug verändert?
- Wie werden Sie in den Alltag Ihrer Tochter/Ihrers Sohnes einbezogen?
- Wenn Sie sich etwas wünschen könnten, was wäre es? Was würden Sie im jetzigen Moment gerne ändern?

- Was für Tipps und Anregungen würden Sie Eltern mit auf den Weg geben, die diesen Schritt noch vor sich haben?
- Was halten Sie von einer Selbsthilfegruppe im Oberwallis?

5. Katalog mit Richtlinien und Tipps für sozialpädagogische Institutionen

Fachpersonen tragen einen grossen Anteil im Prozess der Ablösung eines Klienten von zu Hause bei. Darum müssen einige wichtige Punkte beachtet werden, damit dieser Verlauf einfacher vor sich geht.

- *Ablösung beginnt schon früh*
Dazu ist es wichtig, dass bereits in der Sonderschule verschiedene Möglichkeiten unterbreitet werden. Die Teilnahme an Wochenenden und Lagern helfen den Eltern sowie ihren Kindern, sich bereits einen wenig von zu Hause abzulösen.
- *Gegenseitiges Vertrauen*
In allen Bereichen der Zusammenarbeit mit den Eltern und den Klienten ist es wichtig, dass die Fachpersonen mit einer empathischen, kongruenten und akzeptierenden Haltung arbeiten. Eine vertrauenswürdige Basis hilft im Prozess der Ablösung enorm.
- *Elternabende*
Schon vor dem Wechsel in den Erwachsenenbereich ist es wertvoll für Eltern und ihre Kinder, wenn Elternabende von der Institution angeboten werden. Neben den institutionellen Informationen, kann ein Austausch zwischen den teilnehmenden Eltern stattfinden.
- *Schulung der Fachpersonen*
Um die Eltern und ihre Kinder im Prozess der Ablösung professionell zu unterstützen, sind Schulungen des Personals unerlässlich. Diverse Tagungen helfen Fachpersonen Sicherheit in den Themen „Ablösung vom Elternhaus“ und „Einzug in eine sozialpädagogische Institution“ zu erhalten. Die Zusammenarbeit fällt so beträchtlich einfacher.
- *Besichtigung und Schnuppern*
Eltern und Klienten sollen einen frühzeitigen Einblick in mögliche Wohnstrukturen erhalten. Nur so können die Beteiligten sich darunter etwas vorstellen. Unsicherheiten und falsche Sichtweisen können damit vermindert werden. Das rechtzeitige Schnuppern in der in Frage kommenden Wohnstruktur ist für den Klienten oder die Klientin unabdingbar.
- *Begleitung durch Fachperson beim Übergang in den Erwachsenenbereich*
Bei der Besichtigung, beim Schnuppern sowie bei der Übergabe im Eintritt in eine neue Struktur, sollte eine Fachperson aus dem vorherigen Bereich (Sonderschule, Schulinternat) die Familie begleiten. Dadurch können viele wichtige Informationen und Handlungsmöglichkeiten aufgezeigt und weitergegeben werden.
- *Eltern sind und bleiben Experten ihrer Kinder*
Wenn sich der junge Erwachsene im Prozess der Ablösung befindet, machen sich bei den Eltern oft verschiedene Ängste bemerkbar. Eine davon ist sicherlich, das eigene Kind durch den Auszug von Zuhause zu verlieren. Damit dies nicht passiert, sollen Eltern immer miteinbezogen werden. Ihre bisherigen Erfahrungen und Tipps an die Fachpersonen sind wertvoll und sollen in der Arbeit mit dem Klienten einen grossen Stellenwert einnehmen.

men. Auch wird so der stetige Kontakt beibehalten. Die Eltern sind und bleiben eine wesentliche Ressource für die Fachpersonen.

- *Neue Sichtweisen zulassen*

Angehörigenarbeit kann sich kritisch gestalten. Damit man als Fachperson das Verhalten der Eltern versteht, ist es von Vorteil neue Perspektiven zuzulassen. Folgender Blickwinkel kann dabei helfen: Beim Einzug eines neuen Klienten in eine Wohnstruktur, müssen Fachpersonen nur den Klienten und seine Angehörigen kennen lernen. Hingegen steht dem neuen Klienten und seinen Angehörigen eine totale Umstellung bevor: neue Umgebung, neue Mitbewohner, neue Begleitpersonen und neue Strukturen. Wenn man sich dieser Situation klar ist, kann dies zu einem anderen Umgang mit den Elternteilen und dem neuen Klienten verhelfen. Eine gute Zusammenarbeit kann so auch in schwierigeren Situationen beibehalten werden.

Diese Richtlinien und Tipps wurden durch eine Bachelorarbeit erstellt und stützen sich auf Aussagen interviewten Elternteile, deren Sohn oder Tochter den Auszug von Zuhause mehr oder weniger bereits hinter sich haben. Auch wurden diese Richtlinien und Tipps durch diverse theoretische Hintergründe herausgefiltert und dienen als Vorschläge für sozialpädagogische Institutionen.

6. Katalog mit Tipps für betroffene Eltern

Der Auszug von Zuhause eines Kindes mit geistiger Behinderung

Tipps für Eltern

Liebe Eltern

- Setzen Sie frühzeitig mit dem Prozess der Ablösung auseinander. Geben Sie Ihr Kind ab und zu an eine andere Bezugsperson und gönnen Sie sich etwas für sich.
- Falls Ihr Kind eine Sonderschule besucht, die ein Internat oder Sommerlager anbietet, nutzen Sie diese Chance. Das ist für Sie und Ihr Kind ein wichtiger Schritt zur Ablösung.
- Schauen Sie verschiedene Wohnformen an. Das gibt Ihnen mehr Vertrauen und Sicherheit, um den Schritt der Ablösung auf sich zu nehmen.
- Unterhalten Sie sich mit Betroffenen Eltern. Es ist einfacher mit jemandem zu sprechen, der dasselbe erlebt haben oder noch vor sich haben.
- Falls es in Ihrer Region eine Selbsthilfegruppe gibt, gehen Sie dorthin. Es kann eine grosse Hilfe für Sie sein.
- Nehmen Sie Hilfe an. Denken Sie nicht zuerst darüber nach, wenn Ihnen jemand Hilfe anbietet.
- Denken Sie an sich selber. Ein Kind mit einer geistigen Behinderung zu erziehen ist eine enorme Anstrengung. Gönnen Sie sich auch mal etwas. Auch das hilft beim Ablösen.

Dieser Katalog wurde in Zusammenarbeit mit einer Bachelorarbeit erstellt und soll Vorschläge bieten, wie die Ablösung eines Kindes mit geistiger Behinderung einfacher gelingen kann.

7. Auswertungsraster

Variable 1: Auseinandersetzung mit der Bindung zum Kind mit einer Behinderung

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Auseinandersetzung mit der Bindung zum Kind mit einer Behinderung		Pro
<ul style="list-style-type: none"> - zu starke Bindung - zu schwache Bindung - Bindung anders als bei den Geschwistern - Bindung verändert durch Spitalaufenthalte 	<p>D, Z. 22f.</p> <p>E, Z. 34f.</p> <p>E, Z. 51f.</p> <p>Z, Z. 43f.</p> <p>Z, Z. 207f. S, Z. 85f.</p>	<p>D: „Ja, es war intensiver. Bei ihm wusste man nie was kommt. Es war überhaupt nicht planbar. Vor allem vor dem Kindergarten, bevor wir eine Diagnose hatten.“</p> <p>E: „Weil er immer Pflege brauchte und auch geistig behindert ist und man ihn nicht alleine lassen kann, ist er halt immer dort wo auch ich bin. Ich muss auch immer ein bisschen sehen, was er macht. So war er immer ein bisschen auf meiner Seite. So hat man schon eine andere Bindung.“</p> <p>E: „Und von der Bindung her; weil er immer auswärts ins Spital musste, war man halt Tag und Nacht bei ihm. Man schläft dann auch da, weil er nicht sprechen kann. Man muss ja da sein. Man hat schon einen anderen Bezug, das kann man schon sagen.“</p> <p>Z: „Ja, man hat schon die stärkere Beziehung. Wenn sie etwas hatte, hat man das einfach gespürt. Man ist einfach sensibler. Die anderen konnten sich ja besser ausdrücken. Man hat viel eine grössere Bindung. Das andere ist der Lebenslauf, durch die Schule und so löst man sich schon mehr.“</p> <p>Z: „Man hat einfach eine sehr grosse Bindung.“</p> <p>S: „Ich kann ihn ja nicht alleine auf die Skipiste schicken oder ich kann ihn nicht alleine schlitteln gehen lassen. Die Gesellschaft ist halt dort. Ich mache viel mit ihnen. Ich gehe mit ihnen und begleite sie.“</p>
		Kontra
	<p>D, Z. 25f.</p> <p>E, Z. 11f.</p>	<p>D: „Der Unterschied in der Beziehung zu meinen gesunden Kindern war, dass es intensiver gewesen ist. Von seiner Seite her Liebe und Nähe zuzulassen war sehr schwierig.“</p> <p>E: „Man hat ihn dann direkt ins Spital X verlegen müssen. Er hatte da verschiedene Operationen. Er war da einige Monate und wir haben ihn von hier aus betreut.“</p>

Variable 2: Information über das Ausziehen und den Ablösungsprozess einholen

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Informationen über das Ausziehen und den Ablösungsprozess einholen		Pro
<ul style="list-style-type: none"> - Informationen aus Institutionen - Literatur lesen - Austausch mit Betroffenen - Informationen aus 	<p>D, Z. 306f.</p> <p>E, Z. 289f.</p> <p>E, Z. 278f.</p>	<p>D: „Es tut immer gut, wenn man jemand trifft, der ähnliches erlebt hat. Dem nimmt man es auch ab.“</p> <p>E: „Einerseits ist es gut, wenn man den Austausch mit den anderen Eltern hat. Das finde ich wichtig. Man sieht dann, dass diese auch in dieser Lage sind.“</p> <p>E: „Wir sind eine Gruppe, die hat sich von der Frühbera-</p>

dem Internet	E, Z. 290f. E, Z. 317f. E, Z. 296f. S, Z. 259f.	tung aus ergeben. Da hatten wir einmal im Monat ein Treffen und da waren die Frühberater mit dabei. Und dann haben sie sich zurückgezogen. E: „Vom Verein aus gibt es auch jährlich die GV, wo man viele Informationen bekommt.“ E: „Ich denke, durch das Internet ist das ein bisschen verloren gegangen. Dort kann man sich als Eltern sehr viele Informationen holen. Zum Teil findet auch dort ein Austausch statt. Wo die Kinder dieselben Behinderungen haben, wo man hier im Wallis unter Umständen vielleicht alleine ist.“ E: „Im Spital hatte man damals eine Sozialberaterin, die einem geholfen hat und dann über den Frühberatungsdienst.“ S: „Ich hatte gute Gespräche mit anderen, mit Kolleginnen und auch mit Eltern, die Kinder mit einer Behinderung haben. Ich habe auch ab und zu ein Buch gelesen.“
		Kontra
	D, Z. 293f. E, Z. 325f.	D: „Ich hätte mir einen Elternanwalt gewünscht, der da steht und sagt: „Das sind die Eltern und die kennen ihr Kind am besten und jetzt hört mal was die Eltern sagen!“ Und nicht, ihr sollt oder müsst.“ E: „Ich selber würde es schon schätzen, mit jemandem zu sprechen. Oder wenn einem mal alles zu viel wird. Andere begreifen das dann nicht. Die können ja auch nicht nachvollziehen, wie das ist. Sie sagen dann, dass er doch den ganzen Tag weg ist und betreut wird. Das stimmt. Aber man steht ja trotzdem jeden Tag auf und muss ihn parat machen. So kleine Dinge, die andere Betroffene verstehen. Oder jetzt, wenn sie in den Erwachsenenbereich gehen. Von aussen sieht das schon so aus, als hätten wir ihn weg. Einfach gesagt. Aber es ist viel mehr dahinter.“
		Nichts dazu gefunden
		Von Interviewpartnerin Z habe ich dazu keine Aussage gefunden.

Variable 3: Sich im Vorfeld mit sozialpädagogischen Institutionen auseinandersetzen

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Sich im Vorfeld mit sozialpädagogischen Institutionen auseinandersetzen		Pro
<ul style="list-style-type: none"> - sich über sozialpädagogische Institutionen informieren - verschiedene Wohnformen besichtigen - regelmässige Besuche in der in Frage kommenden Wohngruppe - schnuppern 	D, Z. 77 D, Z.80f. D, Z. 94 E, Z. 97f.	D: „Ja genau, da ist man einfach so drin.“ D: „Dann war wieder die Entscheidung, ob er zum Wohnen nach Hause kommt oder in eine Wohngruppe geht. Er war ja zu diesem Zeitpunkt schon während 8-9 Jahren intern.“ D: „Dann konnte er einmal schnuppern gehen. Man hat dann keine grosse Auswahl. Wir haben ihn dann motiviert dorthin zu gehen, weil er manche schon gekannt hat. Er hat dann auch eingewilligt.“ E: „Ja. Ich habe es eigentlich auch so angestrebt, dass er im selben Ort arbeiten und wohnen kann, wo auch wir wohnen. Dort kennt er die Umgebung und die Leute. Viele kennen ihn auch. So war es für uns auch ein wenig

	E, Z. 94f.	einfacher. Wir waren froh, dass es so geklappt hat.“ E: „Ja schon von der Schule her eigentlich. Von den Lehrpersonen und man hatte auch Elternabende. Ich muss sagen, dass ich die Struktur von insieme schon sehr gut gekannt habe. Der Erwachsenenbereich von insieme ist sehr gross und das habe ich schon gekannt. Die verschiedenen Werkstätten, Wohnheime und Beschäftigungsstätten.“
	E, Z. 108f.	E: „Man hat gesehen, dass es Strukturen gibt, die weiterlaufen und ähnlich sind wie in der Schule. Für ihn persönlich. Wie zum Beispiel die Piktogramme, die man braucht zum Kommunizieren und dieselben verwendet werden wie in der Schule. Das vereinfacht es für ihn. Auch die verschiedenen Hilfsmittel, die in der Schule angeboten werden, werden im Erwachsenenbereich auch weiter benutzt.“
	E, Z. 103f.	E: „Von der Schule aus hat man auch Besuche in den Werkstätten und Ateliers organisiert, die für die Eltern da waren.“
	E, Z. 292f.	E: „Das andere ist, dass man die verschiedenen Räumlichkeiten anschauen geht. Auch wenn man die Gelegenheit hat, vorher eine Wohngruppe anzuschauen, finde ich das schon gut, damit man sieht, wie der Ablauf ist oder wie sie die Wochenenden verbringen.“
	E, Z. 68f.	E: „Man hat zusammen mit der Lehrperson geschaut, was für die weitere Betreuung in etwa in Frage kommen würde.“
	E, Z. 107f.	E: „Aber ich denke bei einem Menschen mit einer Behinderung ist es von Vorteil, wenn es von klein auf bis in den Erwachsenenbereich gleich weiterläuft. Das ist für sie einfacher, als wenn sie auswärts in eine neue Institution gehen müssten.“
	Z, Z. 89f.	Z: „Fast immer durch das Personal. Ganz am Anfang hatte ich ein Gespräch.“
	Z, Z. 106f.	Z: „Einfach von insieme aus ging das. Wir sind mit jemandem ganz am Anfang in einem Gespräch zusammengekommen und danach habe ich immer mit dem Personal zusammen-gearbeitet. Einmal hatten sie 'Tag der offenen Tür'. So konnten alle mal vorbei kommen. Und da war jemand, der die Wohngruppen unter sich hatte und wenn es Probleme geben würde, könnten wir zu ihm kommen.“
	Z, Z. 115f.	Z: „Im letzten Jahr der Schulzeit konnte ich einmal die Wohngruppe anschauen gehen. Und die Tagesstätte konnte ich auch anschauen. Da konnte ich mehrere anschauen. Ich hatte das Gefühl, dass ich ein bisschen einen Einblick brauche. Mir hat das gutgetan, dass ich das sehen konnte. Aber Wohngruppe habe ich nur eine angeschaut. Und danach hat sich das dann da ergeben. Das war eine Gruppe, die neu entstanden ist.“
	S, Z. 160f.	S: „Die Informationen haben wir von der Heilpädagogischen Schule gekriegt. Dann hatten wir eine Informationsveranstaltung. Man konnte die Tagesstätte anschauen gehen.“
	S, Z. 220 S, Z. 249f.	S: „Er konnte dort vorher auch schnuppern gehen.“ S: „Dann ging er drei oder vier Tage schnuppern. Das war wunderbar. Er konnte sich so ein Bild machen, wie es in etwa abläuft. Dann hatten wir das Auswertungs-gespräch. Da hat es geheissen, dass B das schaffen würde. Er könnte kommen. Dann hat er nur sein Einver-

		ständnis geben müssen und dann war das für ihn klar. Das er das mitentscheiden konnte, das ist ein grosser Unterschied von B zu T. Das konnte ich teilen. Das andere musste ich selber entscheiden. Dann ist man eher hin- und hergerissen.“
		Kontra
	D, Z. 103f. E, Z. 310f. Z, Z. 120f. S, Z. 161f. S, Z. 184f.	D: „Ja und der Rest...eben, man hat nicht viel Auswahl. Es tönt oft viel besser als es ist.“ E: „Sie können zum Teil auch freiwillig eine Wohnform wählen. Bei meinem Sohn ist das alles nicht in Frage gekommen, weil er wirklich relativ schwer behindert ist. Wir müssen für ihn das Beste entscheiden. Das ist manchmal nicht so einfach. Man kann sich nicht voll in ihn hineinfühlen. Man kann ja nicht annehmen, ob für ihn das beste Daheim ist oder auswärts. Man muss einfach die bestmögliche Lösung suchen.“ B: „Konnte Ihre Tochter in der Wohngruppe schnuppern gehen?“ Z: „Nein Wohngruppe nicht. Da war es einfach so.“ S: „Mit B gab es keine Möglichkeit. Das war so gegeben. Er konnte schon schnuppern gehen. Er konnte zwei oder drei Tage dorthin gehen, aber es war einfach nur diese Möglichkeit.“ S: „Nein. Wohngruppe war es einfach so. Wir konnten mit B die Wohngruppe anschauen gehen und dann hatten wir ein Gespräch mit dem Gruppenleiter. Das war gegeben. Auch bei T war es gegeben. Da hat es einfach geheissen, dass es im Ort N noch Platz hat. Aber warum? Weil es so wenige Wohnplätze hat.“

Variable 4: Frühzeitige Auseinandersetzung mit dem Thema der Ablösung in der Familie

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Frühzeitige Auseinandersetzung mit dem Thema der Ablösung in der Familie		Pro
<ul style="list-style-type: none"> - mit dem Kind über das Thema sprechen - mit dem Partner über das Thema sprechen - mit den anderen Geschwister über das Thema sprechen - sich bewusst machen, dass es zur Entwicklung dazu gehört - Einbezug externer und interner Bezugspersonen - Auszug als Normalität 	D, Z. 87f. D, Z. 242f. E, Z. 17f. E, Z. 56f.	D: „Mein Mann und ich haben von Anfang an beschlossen, dass er in eine Wohngruppe wohnen geht. Wir wollten es nicht anders probieren. Seine Selbstständigkeit, die er gewonnen hat, dadurch, dass er früh schon auswärts schlief, wollten wir beibehalten.“ D: „Ein Stück weit das eigene Leben auch zu leben. Dann ist häufig der Schritt des Loslassens der nächste. Aber sie müssen selber zuerst gesichert sein, bevor sie loslassen können. Weil sonst müssen sie mit Schuldgefühlen loslassen, und das hilft ihnen auch nicht.“ E: „Mit 7 Jahren ist er in die Heilpädagogische Schule gegangen. Da ging er direkt ganztags in die Schule, auch mit Mittagessen und hat da eine schöne Schulzeit erlebt bis er 18 Jahr alt war. Ab 11 Jahren ist er einmal wöchentlich ins Internat gegangen und hat auch da geschlafen. Er hat auch an den Lagern teilgenommen und konnte auch manchmal an den Wochenenden im Internat übernachten.“ E: „Natürlich die Grosseltern, die waren immer bereit, nach ihm zu schauen und haben ihn auch zu sich nach

	E, Z. 68f.	Hause genommen zum Übernachten. Zu ihnen hat er einen sehr guten Bezug. Und auch zu Pate und Patin, einfach zur Verwandtschaft, die ihn sehr schätzt und gern hat. Und auch jetzt immer noch bereit sind.“ E: „Man hat zusammen mit der Lehrperson geschaut, was für die weitere Betreuung in etwa in Frage kommen würde.“
	E, Z. 145f.	E: „Man überlegt ja schon früh über die Zukunft. Ich rate eigentlich allen, wenn es geht, früh mit der Ablösung zu beginnen. Durch Eingewöhnen, irgendwo in einer Institution zu übernachten. Auch mit anderen zusammen zu sein, auch mal aus der Familie heraus.“
	Z, Z. 237f.	Z: „Wenn mich jemand fragen würde, würde ich sagen, dass man es nicht Knall auf Fall macht und auch nicht erst wenn man dann muss. Einfach wenn man noch zufrieden ist und dann einfach langsam beginnen. Dann merkt man ja dann, dass es gegenseitig ist. Es geht ja für beide einfacher.“
	Z, Z. 29f.	Z: „Dann war die Anmeldung zur Frühberatung. Dann ist sie hier in den Kindergarten gegangen. Am Anfang habe ich sie hingebacht und bin da geblieben, weil es die Begleitung durch einen Heilpädagogen noch nicht gegeben hat. Wir sind gerade in diese Phase gekommen. Dann haben sie mit Begleitung angefangen. Da ist jemand von der Heilpädagogischen Schule gekommen. Da war sie immer einen halben Tag. Im gleichen Zeitraum ist sie während zwei Tagen in die Heilpädagogische Schule gegangen. Immer am Morgen gegangen und am Abend zurückgekommen. Man hat ja gesehen, dass die normale Schule für sie nichts gewesen wäre. Dann hat man das in der Heilpädagogischen Schule aufgebaut: drei Tage und dann vier und auf einmal ging sie jeden Tag.“
	Z, Z. 50f.	Z: „Meine Mutter und Schwiegermutter haben viel auf sie aufgepasst. In dieser Phase, waren sie am meisten da.“
	Z, Z. 59	Z: „Die Frühberatung und auch bei der Physiotherapie und im Kindergarten die Kindergärtnerin.“
	Z, Z. 69f.	Z: „Was ich noch sagen kann, sie war während der Schulzeit auch im Internat.“
	S, Z. 24	S: „Wir hatten Physiotherapie. Dann kam die Frühberatung.“
	S, Z. 63f.	S: „Gewöhnlich während 14 Tagen hatte ich eine Praktikantin von Pro Juventute. Das war sehr wertvoll.“
	S, Z. 163f.	S: „Für mich war der Übertritt von der Schule in den Erwachsenenbereich nicht so schlimm, weil ich das schon ganz früh gemacht habe.“
	S, Z. 158f.	S: „Ich habe das mit ihm schon angeschaut und erklärt. Er war damit einverstanden. Er hat immer gezeigt, dass er zwei Mal auswärts schlafen will.“
		Kontra
	E, Z. 41f.	E: „Er löst sich auch nicht so von mir, er kann es ja auch nicht. Das ist das Schwierige.“

Variable 5: Auseinandersetzung mit den Gründen des Umzugs in eine sozialpädagogische Institution

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/ Zeilennummer	Interviewausschnitte
Auseinandersetzung mit den Gründen des Umzugs in eine sozialpädagogische Institution		Pro
- zu grosse Belastung - Veränderung der Beziehung zum Kind - Veränderung der Beziehung unter den Geschwistern	D, Z. 32f	D: „Er hat uns immer voll gebraucht und die anderen mussten logischerweise ein wenig zurückstecken. Dies hat dann dazu geführt, dass wir uns überlegten, was es für Möglichkeiten gibt.“
	D, Z. 66f.	D: „Es war auch die Distanz. Aber das andere war, dass es uns wahnsinnig gebraucht hat. Vor allem morgens und abends. Ich hatte noch zwei andere Kinder und einen Ehemann. Irgendwann muss man einfach sagen: ‚jetzt ist genug‘. Es ging einfach nicht mehr.“
	E, Z. 151f.	E: „Irgendwann wird ja der Moment da sein, wo sie irgendwo anders wohnen gehen müssen. Ich würde auch nicht wollen, dass die anderen Geschwister nach ihm sehen müssen.“
	E, Z. 221f.	E: „Ich denke, auch selber hat man das Bedürfnis, wieder anderes zu machen oder an irgend einem Abend irgendwo hinzugehen, ohne dass man schauen muss, dass jemand auf ihn aufpasst.“
	Z, Z. 227f	Z: „Das ist das, was man als Eltern immer im Hinterkopf hat. Was ist, wenn ich einmal etwas habe? Darum hatte ich das Gefühl, dass wir so ein bisschen mit der Wohngruppe anfangen. Damit sie auch einen gewissen Abstand hat. Das war auch ein bisschen der Sinn.“
	Z, Z. 260f.	Z: „Ich habe einmal eine Frau getroffen, wo ich überrascht war. Sie hat mir gesagt, dass sie schaut, dass sie ihre Tochter eine Nacht in die Wohngruppe geben kann, weil es nun so weit ist, dass sie ihnen mehr befielt, als sie ihr. Das sind schon so Sachen, wo man ein bisschen aufpassen muss. Sie befehlen einem. Das sehe ich mit meiner Tochter auch.“
	S, Z. 127f.	S: „Für mich war es klar, das B nicht jeden Tag nach Hause kommen kann. D ging damals in die 2. Klasse und H in die 3. Klasse. Das hätte ich nicht geschafft. Der Mann ist auch gestorben. Ich habe mich mit dem Gedanken ganz früh auseinandergesetzt. Ich habe einfach gesagt: „Die Buben brauchen einfach etwas anderes. Das wäre doch furchtbar langweilig, wenn sie immer nur bei mir wären.“ Sie sind gerne in der Wohngruppe. Man muss sie auch loslassen. Das ist wirklich wichtig.“
	S, Z. 167f.	S: „Ich habe so viele Male gedacht, wenn mit mir etwas ist, was passiert dann mit T? Das ist nicht dasselbe, wenn sie irgendwo in einer Wohngruppe sind. Sobald ich wusste, dass T einen Wohnplatz hat, fiel mir ein Stein vom Herzen.“
	S, Z. 238f.	S: „Mir ist das nicht so enorm schwer gefallen, weil ich einfach auch erschöpft war. Die Erschöpfung war einfach da. Und immer eine müde Mama bringt nichts. Das bringt niemandem etwas.“
	S, Z. 261f.	S: „Wichtig ist, dass ich weiss, wenn mit mir mal etwas ist, so ist die Wohngruppe da.“

	S, Z. 294f.	S: „Aber eben, ich musste mich schon so früh damit auseinandersetzen. Ich habe immer gesagt: ‚Ich würde das nie alleine schaffen‘. Ich hätte das nie alleine geschafft, das wäre nicht gegangen. Oder wir wären alle am Limit, und das bringt niemandem etwas.“
	S, Z. 280f.	S: „Ich hatte nie ein schlechtes Gewissen, dass ich die Kinder abgegeben habe. Nie. Manchmal hatten sie es an einem anderen Ort besser. Ich denke, das ist doch so. Von der Überlastung her. Ich musste mir selber auch mal was gönnen. Dann geht es wieder.“
		Kontra
	D, Z. 45f.	D: „Die Zeit, wo er zwischen der Schule und hier zu Hause hin- und hergefahren ist, dieses Switchen war immer schwierig.“
	D, Z. 70f	D: „Was uns weiter dazu bewogen hat, ihn intern wohnen zu lassen, war das Verhalten der beiden anderen Geschwister, wie die beiden mit ihrem Bruder umgegangen sind. Einer der beiden hat sich sehr zurückgezogen und sich schuldig gefühlt, was nicht gesund ist. Der Jüngere hat gemeint, er müsse uns bei der Erziehung helfen. Er hat sich immer verantwortlich gefühlt. Sie konnten nicht mehr ihre Rolle als Bruder und Kind einnehmen.“
	D, Z.86f.	D: „Nach wie vor hat unser Jüngster Probleme gemacht. Es wäre nicht möglich gewesen, wenn A da gewesen wäre. Das ganze familiäre Umfeld...wie soll ich sagen...es hat einen immer gebraucht. Es war immer ein bisschen ein Kampf.“
	D, Z. 95f.	D: „Wir mussten auch uns und unsere anderen Kinder schützen. Es ging heftig zu und her, wenn er ausgerastet ist. Darum ist das von unserer Seite so gewünscht worden.“
	D, Z. 188f.	D: „Und irgendwann kannst du nicht mehr. Und wofür ich nicht bereit gewesen bin, war, den Rest der Familie oder die Ehe zu opfern für ihn. Das ist das andre. Man sieht so viele Ehen, die kaputt gehen. Und die anderen beiden Söhne, wenn ich gemerkt habe, wie sie reagieren auf ihn, als ich gemerkt habe, dass das nicht mehr gesund ist, wusste ich, dass man eine Entscheidung fällen muss. Und ich denke, wir würden es wieder so machen. Und wenn ich jetzt sehe, wie sie ihn in die Familie integrieren und wie er sich wohlfühlt...und wie A sowie die beiden anderen sich wohlfühlen, dann war es richtig.“
	Z, Z. 63f.	Z: „Ja, es ist eine ziemliche Belastung. Man kann ja nicht nur die Belastung sehen, aber man lebt einfach so. Alles wird so programmiert und auf sie angepasst. Oftmals macht man einfach und sagt: ‚Das ist jetzt einfach so‘. Wissen Sie, was ich meine? Und dann stört einen das gar nicht. Aber wenn man manchmal gefragt wird, dann weiss ich schon, dass man das Leben auf das richtet.“
	Z, Z. 84f.	Z: „Die Idee ist daraus endstanden, weil es einfach zu viel war. Es war eher wegen dem. Ich hatte nicht das Gefühl, dass es jetzt Zeit wird, dass sie geht. Eher darum, weil ich an Grenzen gestossen bin. Eher zur Entlastung.“
	S, Z. 55f.	S: „Mich hat gedünkt, dass H (die Älteste) nie etwas dergleichen getan hat. Aber sie hat sehr gelitten. D war sehr aggressiv. Nicht gegen sie, aber gegen die allgemeine Situation. Das hat man sehr gemerkt. Das war nicht immer rosig. Ich habe immer probiert, untereinander zu vermitteln. Es war aber nicht immer einfach. B

		mochte es nicht, wenn es laut war und wenn die beiden Älteren gestritten haben, hat B gemeckert. Es war nicht immer ein einfaches Klima. Vor allem auch bei Tisch oder wenn Hausaufgaben zu machen waren. H war selbstständig und D hat Hilfe gebraucht.“
--	--	---

Variable 7: Den Auszug als normalen Entwicklungsschritt akzeptieren

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Den Auszug als normalen Entwicklungsschritt akzeptieren.		Pro
<ul style="list-style-type: none"> - Dem Sohn/der Tochter weiterhin Unterstützung bieten - Freiraum bieten - sich ablösen - Akzeptanz von Entscheidungen 	D, Z. 174f.	D: „Aber heute wenn ich zurückblicke, muss ich sagen, es war das einzig richtige. Und ich würde es wieder so machen, aus dem Grund, weil ich Menschen mit einer Beeinträchtigung kenne, die noch Zuhause wohnen und die Situation ganz schwer ist.“
	D, Z. 177f.	D: „Ich finde, sie sollen auch eine Chance bekommen, um ein Stück weit selbstständig und erwachsen zu werden. Die haben sie nicht, wenn sie immer zu Hause sind. Als Eltern beschützt du das Kind einfach und bemutterst es. Ich finde es ganz schwierig, wenn man ihnen nicht die Chance gibt, in ihrem Rahmen selbstständig zu werden. Je länger sie zu Hause sind, umso schwieriger wird es.“
	D, Z. 184f.	D: „Aber ein Stück weit das Leben auch selber entdecken, ohne Mama und Papa im Rücken. Das macht sie stark.“
	D, Z. 185f.	D: „Ich finde es lässig, wenn ich A, sehe und merke, wie er selber Entscheidungen fällen kann und diese fällen darf. Das finde ich genial. Ich glaube, wenn er immer daheim gewesen wäre, oder wir ihn wieder nach Hause genommen hätten, wäre es zu Rückschritten gekommen.“
	D, Z. 219f.	D: „Und je nachdem ist es dann einfach Zeit ist, ein Kind loszulassen, damit sie wieder sich selbst sein können. Wenn ich das bei uns so sehe: wir hätten uns sonst wirklich selber aufgegeben.“
	E, Z. 151f.	E: „Irgendwann wird ja der Moment da sein, wo sie irgendwo anders wohnen gehen müssen. Ich würde auch nicht wollen, dass die anderen Geschwister nach ihm sehen müssen. Die sollen ihre Freiheit auch haben. Ich rate, dort wirklich früh zu beginnen. Es ist ja nicht ein Abschieben, sondern es ist einfach eine für sie angepasste Struktur, um zu leben.“
	E, Z. 161f.	E: „Man muss bei Kindern mit einer Behinderung lernen zu sehen, dass das Ausziehen und Wohnen etwas Normales ist.“
	E, Z. 192f.	E: „Ich habe nicht das Gefühl, dass er sich schon sehr gelöst hat. Wahrscheinlich ist er noch zu wenig weg. Man muss wahrscheinlich anstreben, dass er mehr gehen kann.“
	E, Z. 221f.	E: „Ich denke, auch selber hat man das Bedürfnis, wieder anderes zu machen oder an irgend einem Abend

	E, Z. 258f.	irgendwo hinzugehen, ohne dass man schauen muss, dass jemand auf ihn aufpasst.“ E: „...irgendwann wohnt er auch da...das muss er einfach auch ein bisschen lernen, dass man nicht immer einfach da ist.“
	E, Z. 344f.	E: „Ja, und das ist halt ein Prozess. Er erstreckt sich nicht nur über ein bis zwei Jahre, sondern geht über Jahre. Man kann auch nicht sagen, dass man will, dass er mit 30 voll ausgezogen ist. Man strebt es einfach an. Und irgendwie hoffe ich, dass es schon die Wohnform sein wird, dass er länger dort wohnt und bei uns eher auf Besuch kommt. Oder mit uns in die Ferien kommt. Das wäre schon mein Ziel, wenn ich es schaffe.“
	Z, Z. 158f.	Z: „Wenn meine Tochter immer nur hier daheim gewesen wäre, wäre sie nie so weit, wie sie heute ist.“
	Z, Z. 206f.	Z: „Ich finde es sehr wichtig, dass sie auch ausziehen können. Obwohl man am Anfang schlechtes Gewissen hatte.“
	Z, Z. 232f.	Z: „Es ist sehr wichtig, dass man einen Platz hat und das man ein bisschen Abstand hat, wenn es einem gut geht. Nicht das man wartet, bis man nicht mehr kann und dann muss.“
	S, Z. 239f.	S: „Er hat dort so viel gelernt. Ich bereue das keinen Tag.“
	S, Z. 313	S: „Ich denke, das ist ein Recht vom behinderten Kind.“
		Kontra
	D, Z. 172f.	D: „Die Wunschvorstellung ist nicht die, wenn man ein Kind hat, dass man dieses schon mit acht Jahren weggeben muss.“
	D, Z. 237f.	D: „Wenn man dann irgendwann einen 50-jährigen behinderten Sohn zu Hause hat und körperlich nicht mehr kann und man sich noch schuldig fühlt, weil man ihn nicht mehr irgendwo die Treppen hochtragen kann. Das ist nicht mehr gesund in meinen Augen.“

Variable 8: Offene und transparente Kommunikation zwischen Fachpersonen und Eltern

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Offene und transparente Kommunikation zwischen Fachpersonen und Eltern		Pro
<ul style="list-style-type: none"> - Wissen und Erfahrungen der Eltern miteinbeziehen - Eltern ernst nehmen und als Experten ihrer Kinder wahrnehmen - auf Ängste und Sorgen eingehen und Raum dafür schaffen - Ehrlichkeit gegenüber Eltern 	D, Z. 102f.	D: „Unterstützt ja. Wir konnten immer gut mit der Leitung der Wohngruppe zusammen arbeiten.“
	D, Z. 252f.	D: „Wir hatten schwierige Situationen, wo wir auch von uns aus das Gespräch suchen mussten, wo es nicht einfach war. Unsere Ansprechperson ist die Gruppenleitung.“
	D, Z. 261f.	D: „Da hatte ich von Anfang an Mühe, wenn das Kind immer dabei sein musste. Das war für unseren Sohn immer schwierig. Nach zehn Minuten wollte er aufstehen und gehen, er war völlig überfordert. Da denke ich mir, dass das nicht sein muss. Mittlerweile sagen wir einfach, dass wir ein Gespräch wollen und unseren Sohn nicht mitnehmen. Das kann man nur, wenn man weiss, was man will, und stark genug ist.“
	E, Z. 123f.	E: „Es ist schwierig. Irgendwo muss man ja das Vertrauen in diese Personen, die ihn betreuen, haben. Er kann es ja uns nicht zurückerzählen. Seine Gefühle. Er kann ja überhaupt nicht sprechen. So muss man das Vertrauen einfach haben.“
	E, Z. 124f.	E: „Man merkt ja auch, dass er sich dort wohl fühlt. Er kommt zufrieden nach Hause und die Rückmeldung hat man ja dann auch.“
	E, Z. 160f.	E: „Er hat auch schlecht geschlafen. Da hat man immer wieder versucht gemeinsam eine Lösung zu finden. Schlussendlich haben sie dann ein Pflegebett angeschafft, weil er Zuhause auch so eines hat.“
	E, Z. 197f.	E: „Da habe ich gesagt, dass ich das mit der Pflegedienstleiterin anschauen möchte. Sie ist dann in ein Gespräch gekommen und dann hat man das Medikamentenblatt in Ruhe angeschaut. Jeder konnte dann seine Unsicherheiten mitteilen. Ich nehme an, auch vonseiten des Wohnheims. Dann konnte man das gut zusammen anschauen und überarbeiten, dass es alles klarer wird. Es ist schon wichtig, dass man nicht zu lange wartet. Als Eltern hat man immer ein bisschen die Tendenz ein wenig zurückhaltend zu sein. Das darf nicht sein. Wenn man merkt, dass etwas nicht stimmt oder wenn man nur das Gefühl hat, dann muss man das Gespräch suchen und zusammensitzen. Ich denke, das ist ja nicht eine Kritik, sondern es ist für alle besser.“
	E, Z. 262f.	E: „In der Tagesstätte hat man den Kontakt durch das Büchlein, wo man immer hineinschreibt, was gerade ansteht, und er hat einen ‚Talker‘, wo sie auch draufsprechen. So ist auch der Kontakt zum Wohnheim. Sie sprechen drauf, was er am Abend gemacht hat.“
	E, Z. 245f.	E: „Sonst rufen sie an, wenn etwas ist und das klappt immer gut. Letzte Woche hatte er am Abend hohes Fieber und dann hat sie mich angerufen und hat mich gefragt, wie ich es gerne hätte. Mir ist lieber, dass sie sich einmal zu viel melden als zu wenig.“
	E, Z. 252f.	E: „Aber sonst muss ich sagen, da bin ich sehr froh, dass sie sehr schnell anrufen oder eine Rückmeldung geben

	<p>Z, Z. 154f.</p> <p>Z, Z. 144f.</p> <p>Z, Z. 196f.</p> <p>S, Z. 101f.</p> <p>S, Z. 193f.</p> <p>S, Z. 207f.</p> <p>S, Z. 236f.</p>	<p>wenn etwas ist.“</p> <p>Z: „Sie haben manchmal Rückfragen, ob sie das und das richtig machen. Ich sage dann, dass ich das so probiere, aber vielleicht geht bei ihnen etwas ganz anderes einfacher. Da hatte ich das Gefühl, dass sie das auch selber ein bisschen herausfinden müssen. Vielleicht macht sie das da ganz anders als hier.“</p> <p>Z: „Aber sonst habe ich es schon gerne, wenn man mich informiert. Und ich mache das auch, wenn irgendetwas ist, dann sage ich ihnen das. Das muss sein. Auch wenn etwas war, was mich ein bisschen gestört hat, hatte ich das Gefühl, dass ich das sagen muss. Sonst wäre es ja auch nicht recht. Man sagt ja ab und zu, wenn einem etwas nicht gefällt.“</p> <p>Z: „Ich hatte grosse Angst vor dem Erwachsenenbereich. Und es ist wirklich sehr gut gegangen.“</p> <p>S: „Ich musste ein enormes Vertrauen gegenüber diesen Personen aufbauen. Das ist von Anfang an. Wenn ich nicht Vertrauen haben kann, kann ich nicht loslassen.“</p> <p>S: „Wenn irgendwas Aussergewöhnliches ist, ruft mich der Betreuer an. Sonst rufen wir uns nicht die ganze Zeit an. Nur wenn es etwas zum Berichten gibt. Wir kommunizieren mit dem Tagebuch. Das ist eigentlich nicht so aussergewöhnlich.“</p> <p>S: „Das Telefon hat mir so gut getan. Es braucht manchmal so wenig.“</p> <p>S: „Die Bezugsperson von T kam direkt zu mir und hat gewisse Dinge aufgeschrieben. Das gab mir enorm viel Sicherheit.“</p>
		Kontra
	<p>D, Z. 98f.</p> <p>D, Z. 109f.</p> <p>D, Z. 122f.</p> <p>D, Z. 136f.</p> <p>D, Z. 249f.</p> <p>D, Z. 142f.</p> <p>D, Z. 214f.</p> <p>D, Z. 227f.</p>	<p>D: „Ich denke, dass es nächsten Sommer einen Wechsel geben wird. Das sind so interne Regeln. Inoffiziell weiss man es, aber offiziell weiss es niemand.“</p> <p>D: „Ich meine, jetzt weiss man, dass er im Sommer theoretisch wechseln muss. Das hört man auch von anderen Müttern oder von anderen Eltern. Aber es wird nicht kommuniziert.“</p> <p>D: „Aber von oben hört man nichts. Das finde ich ein wenig schade. Dort würde ich mir manchmal mehr Offenheit wünschen, mehr Miteinander. Mitreden kann man gar nicht, habe ich das Gefühl. Eben, auswählen kann man nicht. Ich weiss nicht, was passieren würde, wenn wir sagen würden, dass wir wollen, dass er noch ein Jahr in derselben Wohngruppe bleibt. Keine Ahnung.“</p> <p>D: „Aber in der Wohngruppe selber, dass es irgendwelche Elternabende geben würde, das kennen wir nicht.“</p> <p>D: „Wenn es einen Wechsel gibt, habe ich immer das Gefühl, dass man nicht wirklich mitreden kann. Dann gibt es einfach einen Wechsel, es wird so bestimmt.“</p> <p>D: „Mehr Offenheit. Das betrifft solche Sachen wie den Wechsel im Sommer, die eigentlich alle irgendwie wissen. Und trotzdem weiss es niemand. Also offiziell.“</p> <p>D: „Raten ist so eine Sache. Ich habe mir vorgenommen, nicht zu raten. Ich habe so viele Ratschläge bekommen, die nur Schläge waren und nicht wirklich Ratschläge oder eine Hilfe.“</p> <p>D: „Ich hätte mir oft viel mehr Unterstützung gewünscht. Jemanden, der sagt: „Hey, komm, ihr macht das gut. Ihr schafft das!“</p> <p>E: „Beim weiteren Vorgehen wäre es so gelaufen, dass</p>

	E, Z. 238f.	sie nach einem halben Jahr nochmals überprüfen, wie die Platzierung gegangen ist. Da habe ich das Gefühl, dass sehr wenig läuft. Man hat immer diese Standortgespräche und dort sind einfach die Personen beteiligt, die ihn betreuen. Innerhalb von diesem Rahmen schaut man das auch an, sucht nach Möglichkeiten und Verbesserungen. Von auswärts ist da niemand so richtig drin. Vermutlich muss man das wünschen. Ich denke, das sollte automatisch laufen.“
	E, Z. 265f.	E: „Sonst sind wir da schon noch am Arbeiten, dass man vom Medizinischen her Protokoll führt (Stuhlgang, Erbrechen, gesundheitliche Probleme). Damit ich diese Informationen auch bekomme. Das war mir ein Anliegen.“
	Z, Z. 199f.	Z: „Dann habe ich die Leitung der WG angerufen und gesagt, dass er vorbeikommen würde, um das anzuschauen, und ich auch gerne dabei wäre, damit man das zusammen anschauen kann. Das hat die von der WG nicht gewollt. Sie sagte, dass es dann schon gehen würde.“
	S, Z. 208f	S: „Von der Tagesstätte hat mich niemand informiert. Das habe ich diesem Betreuer immer ein bisschen verübelt. Von diesem Zeitpunkt an... ich muss ehrlich sagen, das hat an mir genagt. Wenn er mir am nächsten Tag ein Telefon gegeben hätte...“

Variable 9: Im Prozess der Ablösung Hilfe suchen / annehmen / sich Selbsthilfemethoden aneignen

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Hilfe suchen/annehmen/sich Selbsthilfemethoden aneignen		Pro
<ul style="list-style-type: none"> - Hilfen von Fachpersonen annehmen - Hilfe bei der Institution suchen - Selbsthilfe durch Ablenkung - Selbsthilfegruppe aufsuchen - Bewältigungsstrategien 	D, Z. 216f.	D: „Wenn ich heute mit Eltern spreche, die auch solche Kinder haben oder so ähnliche Schwierigkeiten, habe ich das Gefühl, dass es meine Aufgabe ist, diese Eltern zu stärken. Ihnen zeigen, dass sie auch jemand sind und dass sie das Recht haben auf ihre privaten Zeiten.“
	D, Z. 221f.	D: „Heute würde ich die Eltern viel mehr stärken, indem sie auch sich selbst sein dürfen. Dass sie nicht für ein Kind eine Ehe opfern zum Beispiel, sondern dass es irgendwo ein Mittelmass gibt. Dass etwas Gesundes daraus entstehen kann, auch wenn man ein Kind loslässt. Die Entscheidung schlussendlich, was besser oder schlechter ist, die muss jedes Elternpaar für sich selber entscheiden.“
	D, Z. 214f.	D: „Sondern dass sie für sich die richtige Lösung finden können. Ohne irgendwo schlechtes Gewissen oder Schuldgefühle haben zu müssen.“
	D, Z. 307f.	D: „Irgendwie würde ich eine Selbsthilfegruppe lässig finden. Ich bin aber eher für Einzelbetreuung. Die Dynamik einer Gruppe würde mich nicht so ansprechen, sondern eher in einem Einzelgespräch.“
	E, Z. 131f.	E: „Man hat dann damit angefangen, die Zeit mit etwas anderem auszufüllen. Wenn er zum Beispiel am Montag gegangen ist, habe ich einfach etwas gemacht, woraufhin ich selber das Gefühl hatte: Ich gebe ihn deswegen.“

		Das zu sagen, ist ein bisschen blöd, aber mit der Zeit lernt man auch die Zeit einfach zu geniessen und nichts zu machen.“
	E, Z. 59f.	E: „Ich hatte auch Haushaltshilfen vom Sozialmedizinischen Zentrum als Unterstützung, und in der ersten Zeit machten sie zum Teil auch Kinderbetreuung, auch der anderen Geschwister. Von der Spitex hatte ich den Entlastungsdienst. Die sind eingesprungen, wenn man mal am Abend etwas hatte.“
	E, Z. 127f.	E: „Aber am Anfang hat man schon probiert sich abzulenken. An den Wochenenden, an denen er betreut wird, macht man dann mit den anderen etwas. Man füllt es einfach ein bisschen aus.“
	Z, Z. 138f.	Z: „Ich hatte schon ein bisschen Mühe. Dann habe ich gemerkt, dass es Freiraum gibt. Nicht nur ein bisschen, sehr viel.“
	Z, Z. 178f.	Z: „Ich habe einmal mit der Gruppenleitung zusammengesessen. Klar ist das ein grosser Aufwand, da sie neun Klienten in der Gruppe haben. Aber mir hat das gutgetan. Ich hatte vorher einen weniger guten Draht. Nach dem Gespräch war ich froh, dass wir darüber gesprochen hatten.“
	Z, Z. 258f.	Z: „Die Hilfe annehmen und nicht immer nur dann, wenn man unbedingt jemanden braucht. Als sie jünger war, habe ich immer nur, wenn ich wirklich musste, jemanden gefragt. Ich denke, es wäre gut, wenn man sich selber auch mal etwas gönnt und sie ein bis zwei Nächte wegibt.“
	Z, Z. 272f.	Z: „In der Schule war das mehr. Da war man oft mit den Eltern von der Gruppe zusammen. Mit manchen Eltern hat man immer noch ein bisschen Kontakt. Wir machen noch ab und zu ab. Die sind jetzt alle im Erwachsenenbereich.“
	S, Z. 64f.	S: „Dann hatte ich von der Spitex Hilfe. Das war eine Art Familienhelferin. Diese habe ich sehr viel beansprucht. Sie hat einen halben Nachmittag B geholt oder dafür gesorgt, dass jemand mir beim Putzen geholfen hat. Ich habe jede Hilfe angenommen, die mir angeboten wurde. Das habe ich stark gebraucht. Das, was ich selber machen konnte, habe ich probiert, selber zu machen, aber ich brauchte viel Hilfe. Ich bereue es nicht, dass ich diese Hilfe angenommen habe.“
	S, Z. 146f.	S: „Ich habe schon ein bisschen versucht, mich abzulenken. Ich habe manchmal mit Kolleginnen etwas abgemacht. Wenn ich sie morgen gebracht habe und nach Hause gekommen bin, hatte ich die Arbeit. Ich bin durch die Arbeit vielfach abgelenkt worden. Ich hatte gar nicht so viel Zeit, zu studieren.“
	S, Z. 152f.	S: „Und wenn ich einen Moment Zeit hatte, versuchte ich irgendwohin zu gehen. Das hat mir sehr gutgetan. Einfach ab und zu irgendwohin gehen. Die Arbeit hier ist ja trotzdem nicht gemacht worden. Aber ich habe es auch genossen, einen ganzen Tag lang einfach hier alleine zu sein und ein bisschen nachzuarbeiten. Nicht immer auf die Uhr schauen und nicht mich nach ihnen zu richten. Das ist auch wieder schön, wenn man nicht so unter Zeitdruck ist.“
	S, Z. 262f.	S: „Kurz nach dem Tod meines Mannes, T war 2½ Jahre alt. Der Kinderarzt hat mir gesagt: „Wenn ich Ihnen etwas raten kann, nehmen Sie Hilfe an. Sonst sind Sie in

	S, Z. 321f.	einem Jahr woanders. Sie haben vier kleine Kinder.“ Das habe ich zur Kenntnis genommen. Wenn sie ab und zu weg waren, konnte ich ein bisschen atmen und aufatmen. Klar hatte ich Sehnsucht. Viel wenn sie nicht da sind, schliesse ich hier diese Tür.“ S: „Vor allem für sich selber auch noch schauen. Für sich selber Inseln schaffen. Dass man nicht untergeht und immer oben bleibt. Nicht zu tief fallen. Unbedingt sich selber auch was gönnen. Mein Mann und ich sind dann früher zusammen irgendwohin gegangen und jemand hat hier auf sie aufgepasst. Das ist wichtig, damit die Beziehung nicht kaputt geht. Das ist sehr sehr wichtig.“
	S, Z. 327f.	S: „Wir haben so eine Art Selbsthilfegruppe. Wir sind ein paar Frauen, die ab und zu zusammen Abendessen gehen. Das machen wir so alle zwei Monate. Dort tauschen wir uns untereinander aus. Deren Kinder sind zum Teil im selben Alter wie B und T. Einfach Hilfe annehmen. Nicht zu stolz sein. Das ist nicht einfach. Der Nachbar hat ein gesundes Kind und ich nicht. Das ist ein Prozess. Das ist nicht einfach, aber es ist so. Und es lernen zu akzeptieren. Als ich es mal akzeptieren konnte, ist es besser gegangen. Statt immer „warum“ und „wieso“. Aber man wehrt sich. Man will es nicht haben.“
		Kontra
	D, Z. 199f.	D: „Durch sein extremes Verhalten während der Ablösung war man froh, dass man es endlich geschafft hat, dass er gegangen ist. Das hat einen so gebraucht.“

Variable 10: Individuelle Anpassung im Ablösungsprozess nach den Bedürfnissen des Klienten und dessen Eltern

Kategorie / Indikatoren	Kode/Seite/Zeilennummer	Interviewausschnitte
Anpassung im Ablösungsprozess		Pro
- langsame Eingewöhnung in die Wohngruppe - Besuche seitens der Eltern in der Wohngruppe - telefonischer Kontakt nach Bedarf - Aufstockung der Nächte	D, Z. 132 D, Z. 154f. E, Z. 76f. E, Z. 85f. E, Z. 168f.	D: „Aber ich weiss, dass ich jederzeit vorbeischauen könnte.“ D: „Und mindestens zwei bis drei Anrufe pro Tag. Im Moment sind es recht viele. Er ruft am Abend manchmal zweimal an und telefoniert eine halbe Stunde.“ E: „Und weil er schon vorher einmal wöchentlich ins Internat ging, haben wir vereinbart, dass er weiterhin einmal wöchentlich in eine Wohngruppe geht und dort schlafen kann und auch manchmal während den Wochenenden dort sein kann.“ E: „Wir sind dann 1-2-mal an einem Abend vorbei gegangen. Einfach mit mir und dann ist er wieder nach Hause gekommen. Und dann hat er irgendwann dort übernachten müssen zum ersten Mal und da ist er dann alleine gegangen. Die Wohngruppe ist in der Nähe von der Tagesstätte.“ E: „Dann haben wir überlegt, dass wir eine Kiste mit seinen persönlichen Sachen hinstellen. Wenn er dann da ist, dass er etwas hat, das für ihn persönlich ist. Man musste ein bisschen anpassen. Man hat für ihn auch ein

	E, Z. 217f.	Fernsehgerät ins Zimmer gestellt, weil er viel seine DVDs geschaut hat.“ E: „Jetzt ist er 21 und wird bald 22 Jahre alt. Er ist momentan noch in der Eingewöhnungsphase. Ich denke, wenn es dieses Jahr gut klappt – und ich probiere auch während den Sommerferien, ihn eine Woche länger da zu lassen und im Herbst ein paar Tage –, können wir nächstes Jahr vielleicht einen Tag mehr einbauen. Wir probieren einfach,...“
	E, Z. 259f.	E: „Telefonieren kann er nicht. Besuch mache ich bewusst nicht, weil er dann nach Hause will.“
	Z, Z. 62f.	Z: „Dann war der Wechsel in den Erwachsenenbereich. Die Schule hat im Frühjahr aufgehört und im August hat sie in einer Tagesstätte begonnen zu arbeiten. In die Wohngruppe ging sie erst ab Oktober. Zuerst die Tagesstätte und dann die Wohngruppe und dort direkt zwei Nächte.“
	Z, Z. 89f.	Z: „Aber was jetzt im Erwachsenenbereich neu ist, dass sie einmal im Monat während dem Wochenende dort bleibt. Das ist wirklich super. Von daher habe ich einfach gemerkt, man hat wieder ein bisschen Zeit. Sonst hat man immer diese Wochenenden...ja. Das ist also super.“
	Z, Z. 178	Z: „Eher per Telefon oder auch mal ein Gespräch.“
	Z, Z. 252f.	Z: „Aber es ist schon das Ziel, dass man sie öfter abgibt. Auf jeden Fall nicht weniger. Das würde ich nie machen.“
	S, Z. 44f.	S: „Dann kam das Angebot von der Heilpädagogischen Schule, dass ich zum Beispiel am Mittwoch... Als T auch in Glis eingeschult worden ist. Das T und B am Mittwoch in der Wohngruppe bleiben konnten.“
	S, Z. 89f.	S: „Ja in die Heilpädagogische Schule. B voll und ging zwei Mal während der Woche in die Wohngruppe und der Rest der Zeit kam er nach Hause. Dann kam das wunderbare Angebot der Wochenenden. Wenn ich den Brief bekommen habe, habe ich von A bis Z beide angemeldet. Alle 10 oder 11 Mal, die angeboten wurden sind, habe ich angekreuzt.“
	S, Z. 126f.	S: „Die Lehrperson hat gesagt, dass er sehr gut macht. Es sei wahrscheinlich das Loslassen von zu Hause. Heimweh hatte er ein bisschen. Das ging dann aber je länger je besser. Im letzten Jahr haben sie auch Wochenenden angeboten. Drei Mal blieb er am Wochenende da. Da ist er 14 Tage weggewesen. Das war eine grossartige Leistung.“
	S, Z. 193	S: „Mit B habe ich mehr Kontakt, weil es dort auch mehr Probleme gibt.“
	S, Z. 252f.	S: „Letztes Jahr war ein Fall, das mein Bruder schwer krank war. Wir haben ihn Zuhause gepflegt und er ist danach gestorben. Ich meldete dies in der Wohngruppe und dann konnte B dreimal da bleiben. Das kommt manchmal vor. B teilt ein Zimmer mit einem Mitbewohner. Bei T habe ich mich auch abgesprochen, da hat es geheissen, dass ich zu jeder Zeit fragen kann. T teilt das Zimmer auch mit jemandem anders. Wenn das Bedürfnis da ist, kann ich melden.“
		Kontra
	D, Z. 128	D: „Nicht so häufig. Weil es eben immer Unruhen gibt.“

Weitere wichtige Aussagen der Eltern

Weitere wichtige Aussagen der Eltern		Pro
	D, Z. 52f.	D: „Der Montagmorgen und der Freitagabend: der Wechsel. Wohngruppe und Schule war eine Welt für ihn und das Zuhause die andere Welt. Es war schwierig, wenn es zwischen diesen zwei Welten Berührungspunkte gab.“
	Z, Z. 48f.	Z: „Vieles nimmt man nicht wahr, weil es einfach dazu gehört. Es ist eigentlich relativ gut gegangen. Zum älteren Sohn hatte sie den besseren Draht. Und beim Jüngeren: es war wie eine Bereicherung für sie. Sie lernte von ihm krabbeln. Das konnte sie vorher nicht. Auch wenn er gelernt hat aufzustehen, hat sie das auch gelernt. Aber laufen lernte sie eine Weile später. Es hat ihr viel gebracht. Vielleicht auch uns, so hat man sich ein bisschen weniger fixiert auf sie.“
	S, Z. 49f.	S: „Das habe ich dann mit H und D sehr geschätzt. Vor allem im ersten Jahr, als T auch weg war. Der Mittwochnachmittag war für uns schon speziell. Nach der Schule kamen sie nach Hause und wir haben es sehr genossen.“

Zitate

„Aber manchmal denke ich mir einfach: „Ihr habt keine Ahnung wie mein Sohn tick. Also wieso müsst ihr bestimmen, wie er zu ticken hat?“ D, Z. 285f.

„Einmal hatte meine Tochter sehr eine schlechte Phase und da habe ich in einem Gespräch gesagt: „Ich bin die Mutter und bleibe die Mutter.“ Z, Z. 169f.